

Der neue Bäcker

Erzählung aus der Urschweiz von Josef von Matt 1901-88

Zeichnungen: Mily Dür, Zumikon 1921-2016

Nidwaldner Kalender 1972

Ein Mann geht durch das Dorf, durch Strassen und Gassen, schlendert dahin. Er schaut nicht nur in die Schaufenster, betrachtet auch die Häuser bis hinauf zu den Giebeln. Nicht wie ein Tourist, der für seine Fotokamera ein hübsches Bildchen sucht. Eher wie ein Fremder, der sich mit Land und Leuten vertraut machen will.

Beim Brunnen, auf dessen Säule eine Muttergottes thront, kühlt er sich und wäscht er

Backstube hinein und geht dann entschlossenen Schrittes auf die Ladentüre zu.

Die Türglocke klingelt. Der Geruch von gutem Brot und knusperigen Backwaren steigt ihm in die Nase. Er betrachtet die Gestelle und Fächer, die mit Konfektschachteln, Pralinebüchsen und Schokolade in reicher Auswahl verlockend dekoriert sind. Aus der Türe im Hintergrund tritt eine blonde, junge Frau in weisser Schürze und fragt: «Sie wün-



Beim Marienbrunnen vor dem Bäckerladen bleibt er stehen.

sich die Hände im prallen Sonnenlicht, trinkt vom sprudelnden Strahl und betrachtet gemächlich die Bäckerei, von deren Wand ein schmiedeisernes Bretzel an zierlichem Bogen in die Strasse hinausragt. Gross und kräftig ist seine Gestalt, ernst und sonnengebräunt sein Gesicht. Die schwarzen Haare sind mit Grau durchzogen, was nicht eigentlich zu seinen frischen, jugendlichen Zügen passt.

Er lässt sich Zeit, schaut, wie ein Mädchen im Bäckerladen verschwindet und mit einem Laib Brot wieder in die nachmittägliche Hitze hinaustritt, geblendet blinzelt und eilig in der schattigen Gasse verschwindet. Geht näher herzu, schaut durch die breiten Fenster in die

schen?» Freundlich schaut sie ihn an aus ihren hellblauen Augen und ihrem lächelnden ovalen Gesicht. «Guten Tag! Ich möchte gerne mit dem Patron sprechen», sagt der Mann. «Ist es wegen dem Einkauf?» fragt sie, «dann geht es jetzt nicht gut. Er schläft. Aber vielleicht in einer Stunde, wenn Sie dann wieder kommen wollen.» «Ich danke schön für die Auskunft», meint der Mann, «es eilt nicht und ich habe Zeit. Bitte, geben Sie mir eins von den runden, schwarzen Brötchen. Ich komme dann wieder.» Die Frau wickelt das Brötchen in Seidenpapier, nimmt das Geld entgegen und verabschiedet sich nett.

Und wieder schlendert der Mann durchs Dorf, setzt sich in der schattigen Anlage auf die Bank und genießt mit Wohlbehagen und so aufmerksam, wie ein Weinkenner, das Brot. Er besichtigt die Kirche, sucht die Gemeindeganzlei, stellt sich mitten auf den Dorfplatz und geht dann wieder die Strasse hinab zum Brunnen und sieht, wie der Bäckermeister vor der Türe steht. Er geht auf ihn zu und sagt: «Guten Tag, Meister! Mein Name ist Burri, Paul Burri, ich möchte mit Ihnen ein paar Worte unter vier Augen sprechen.» Der Bäcker verschränkt seine Arme über seiner breiten Brust wie ein Feldherr, schaut den Mann aus listigen Augen lächelnd an. Seine mehlbestäubten Wimpern zucken. Dann öffnet er die Türe hinter sich und sagt: «Wie ich vermute, seid Ihr ein Kollege. Kommt nur herein.» Hinkend geht er ihm voran. Sein schwerer Körper wiegt sich mühsam zum Mehltrug hinüber, dann fragt er: «So, und was drückt Euch?» «Sie suchen einen Bäckergehilfen, wie ich vernommen habe. Ich suche eine passende Stelle», sagt Burri, bleibt mitten in der Backstube stehen und läßt seine Augen aufmerksam über die Einrichtung wandern.

«Schaut nur genau alles an», meint der Bäckermeister, «ist alles vor wenigen Jahren neu gekommen. Aber Ihr sprecht einen fremden Dialekt, etwas ungewohnt für unsere Ohren. Woher kommt Ihr? Unsere Leute hier im Dorf wollen nicht fremdartiges Brot, darum frage ich.» «Ich bin aus dem Freiburgischen und habe schon weitem gebacken», antwortet Burri, «und meistens hat man mein Brot gern gegessen.»

«Das sagt jeder», entgegnet der dicke Mann, «ich weiss schon, wie schwer es ist, einen guten Gesellen zu bekommen. Trotzdem traue ich nicht jedem. Meist sind sie jünger als Ihr. Eigentlich möchte ich mit meinen Leuten, die mir helfen, allein weiterfahren. Aber meine Frau meint, ich soll mir das Hüftleiden operieren lassen, das braucht drei Monate mindestens. So lange kann ich meine Bude nicht zumachen. Es wäre also nur für kurze Zeit. Ich habe spät geheiratet, meine Kinder sind noch klein und meine Frau ist jung. Da kann ich keinen Schluderi und keinen Leichtsinn brauchen. Ich will im Spital keinen Ärger, eher hinke ich noch weiter. Was meint Ihr dazu?»

«Ich habe Zeugnisse und Ausweise mitgenommen, wenn Sie diese anschauen wollen» sagt Burri bescheiden, «vielleicht könnten wir eine Probezeit aushandeln». Der Meister zögert und sagt dann: «Also, kommt in die Stube hinauf. Wir wollen sehen. Ich geh voraus.»

Dort oben auf dem grossen Teppich hatten die beiden Kinder, Gritli und Fredi, eine mächtige Burg aufgebaut, Konfektbüchsen und Gebäckschachteln aller Grössen und Formate lagen und standen aufgetürmt und stürzten übereinander, da Oswald die Türe aufmachte. Die beiden Männer mussten sich zuerst einen Weg zum Tisch bahnen, bevor sie sich setzen konnten, mussten die Kinder beruhigen, die um die zerstörte Burg jammerten. Die Mutter kam, vom Geschrei ange lockt, herein, half aufräumen und brachte dann Gläser und Weisswein. Paul Burri hatte Zeit, den hübschen alten Kachelofen, das Klavier an der Wand, das grosse Ölgemälde und die Polstersitzgruppe zu betrachten, die zierlich gerafften, weissen Vorhängli an den sechs Fenstern und das prall gefüllte Bücher gestell. Ohne Aufforderung legte er seine Zeugnisse auf den Tisch, die Oswald, nachdem er umständlich seine Brille aufgesetzt hatte, eingehend musterte. Noch sassen sie vor unberührten Gläsern. Oswald legte die Papiere bedächtig nebeneinander hin, schaute auf, nahm den Besucher fest in seinen Blick und fragte: «Und die letzten 14 Jahre, habt Ihr da auch auf dem Beruf gearbeitet?» Mit energischem und bestimmtem Ja gab Burri seinen Bescheid. «Aber, wo sind die Zeugnisse?», fragte der Bäckermeister. «Habt Ihr die vergessen?» Ein Schimmer von Traurigkeit legte sich auf die Züge des Mannes, da er sprach: «Nein, nicht vergessen. Aber über diese Zeit möchte ich vorläufig keine Auskunft geben. Lassen Sie mich eine Woche bei Ihnen arbeiten, dann sehen Sie, was ich wert bin. Dann können wir über den Lohn und die Freizeit reden. Es gefällt mir bei Ihnen. Ich will das Risiko eingehen.»

Misstrauisch, aber doch interessiert, suchte Oswald etwas verlegen nach Worten, beachtete erst jetzt die gefüllten Gläser und meinte: «Eh nun, wir können einmal einen Schluck genehmigen und anstossen. Aber was das Risiko angeht, meine ich, ist es wohl auf meiner Seite.»

Nach dem zweiten Glas kamen die beiden auf Berufsnöte und Mehlpreise zu sprechen. Oswald tastete mit geschickten Fragen die Denkweise und die Erfahrung seines Gegenübers ab und rief dann seiner Frau, sie solle sich den neuen Bäckergehlen auch betrachten.

Wie es Frauen gerne tun, schauen sie einem Unbekannten zuerst auf die linke Hand. «Sie sind verheiratet. Habt Ihr Kinder?», fragte sie. Die Züge des Mannes hellten sich auf.» «Ja, vier Kinder, zwei Mädchen und zwei Buben, zwei im Institut und die Buben noch in der Schule.» «Ei, das kostet aber Geld», meinte sie, «und Ihr glaubt, hier soviel zu verdienen?» «Die Agatha, die Älteste, macht noch diesen Sommer ihren Abschluss und kann dann eine gute Stelle antreten und

re gearbeitet habe. Er könne ja auch im Zuchthaus gewesen sein. Oswald, dem der Schlaf die Augen schon zugeedrückt hatte, fuhr aus den Kissen auf und brummte: «So eine Idee! Meinst du, ein Zuchthäusler könne zwei Töchter studieren lassen?» Aber seine Josefine gab sich damit nicht zufrieden: «Du kannst ja gar nicht wissen, ob das wahr ist, was er sagt. Jeder kann das behaupten.» «Aber mir gefällt der Burri. Auf die Menschenkenntnis kommt es an. Und jetzt will ich schlafen», sagte Oswald laut und bestimmt und zog die Decke über die Ohren.

Bei Christian im Guggi.

Wenn ihn die Hüftgelenke nicht mit solchen Schmerzen gepeinigt hätten, Oswald



Die Kinder in den Armen, schaute Oswald gemütlich dem Bildschnitzer zu.

Martina hat ein Stipendium», gab Burri Bescheid, «wir sind uns gewohnt, einfach zu leben. Sie wissen ja, in einer Bäckerei ist die Kost nicht so hoch anzurechnen.»

Die Frau wurde in den Laden gerufen. Die beiden Männer tranken gemütlich die Flasche leer, die Stimmung wurde zutraulich, und so schieden sie mit dem Beschluss, am Morgen in gewohnter Bäckersfrühe zusammen mit der Arbeit zu beginnen.

Am Abend allerdings, im nächtlichen Halbdunkel der Kammer, stiegen wieder ernste Bedenken auf. Josefine fand, es sei doch notwendig, sich zuerst genauestens zu erkundigen, wo Herr Burri die letzten 14 Jah-

wäre in den nächsten Wochen vergnügt wie ein Spatz durch die Gegend gegendelt. Er schickte seinen Laufburschen in die Ferien und fuhr wieder, wie zu alten Zeiten, höchst persönlich zu den Kunden aufs Land. Das hat er früher immer mit besonderem Vergnügen getan. Bei schönem Wetter nahm er seine Kinder mit. Sie sassen bereits schon eine Stunde vor der Abfahrt im Auto und kamen sich wichtig vor, wenn sie ihm helfen und dann und wann das Aussteigen ersparen konnten. Sie wussten genau, wo ein bissiger Hund oder eine übellaunige Magd anzutreffen war. Bei solchen Heimwesen blieben sie hübsch kantsam bei den Brotkörben sitzen.

Mit besonderer Freude, mit Jauchzen und Rufen fuhren sie jeweils ins Guggi hinauf, ein grosses Haus, das weit über dem Dorf am Waldrand lag und einem Bildschnitzer gehörte. Seine Frau bewirtete sie mit frischgepflückten Beeren und mit Sirup, den sie auf besondere Art selbst zubereitet hatte. Die beiden Leute kamen nur selten ins Dorf und liessen sich vom Bäcker fast alle Einkäufe besorgen. Helen, eine flinke Frau in den besten Jahren, war aus der Gegend gebürtig, hatte ihren, wohl zehn Jahre älteren Mann seinerzeit in Paris kennen gelernt, war dann mit ihm durch die halbe Welt gezogen und schliesslich in diesem stillen Winkel mit der prächtigen Aussicht gelandet. Aus ihrer Verwandtschaft hatte sie hier Haus und Stall und ein ordentliches Stück Land dazu übernehmen können. Nun gackerten um sie Hühner, watschelten Enten, meckerten Ziegen und nickten Schafe und liessen bei jedem Wenden des Kopfes zarte Töne kleiner Glocken erklingen. Ein Kinderparadies fürwahr, aber auch für Frau Helen eine Freude, wenn sie Kinder um sich haben konnte, da sie eigene entbehren musste.

Hier gab es kein Erschrecken vor dem grossen Zotterhund, keine Angst vor seinem Bellen, auch wenn er noch so weit das Maul aufriss und seine Zähne zeigte. Gritli hängte sich an seinen Hals und liess sich von ihm durch die Matte schleppen. Fredi suchte die Geissen im Wald. Und Oswald setzte sich in des Bildschnitzers Atelier, schaute ihm bei seiner Arbeit zu, wie er alten Figuren wieder die gute Form und den früheren Glanz zurückgab, genoss mit Respekt und Vergnügen einen währschaften Enzian und gönnte sich Zeit. Unterdessen suchte Frau Helen im Auto zu finden, was sie bestellt hatte und noch brauchen konnte, notierte wieder einen Zettel voll und ermahnte Oswald, seiner Frau Josefine einen recht freundlichen Gruss auszurichten und keinesfalls zu vergessen, ihr die Bestellung auszuhändigen.

Oswald fand kaum Zeit, mit ihr abzurechnen, denn er hatte mit Christian wichtiges zu besprechen. In drei Wochen sollte ein Treffen der verschiedenen Unteroffiziersvereine der drei Kantone um den See stattfinden. Man wollte im reichgeschmückten Nauen zum Tagungsort fahren. Ein riesengrosses, bemaltes Segel sollte weit über den See hin-

leuchten. Vorläufig sei aber nur erst das Segeltuch vorhanden.

Wie immer in solchen Fällen musste Christian um Gotteslohn einen Entwurf ausbrüten und womöglich eine Schablone für den Maler herstellen. Es kam zu einem zweiten Schnaps. Unterdessen brannte die Sonne auf des Bäckers Wagendach und die Brote. Aber der Unteroffiziersverein war weit wichtiger, denn Oswald war Fourier der eidgenössischen Armee und stolz auf seine Gradabzeichen. Wenn schon seine Uniform, trotz vielfachen Änderungen, nur unter Zwang seines Leibes Fülle zu bedecken vermochte.

Frau Helen kam auch herzu, hörte von dem Ansinnen, war davon nicht sehr begeistert und fragte, ob er nicht bald weiterfahren müsse, die andern Kunden würden wohl mit Ungeduld auf das Brot warten. Es sei schon bald Mittagszeit. Oswald winkte mit seinem mächtigen Arm grosszügig ab und sagte: «Ich habe einen Stellvertreter daheim, der macht alles. Jetzt kann ich ruhig einmal zu spät kommen, der weiss Bescheid. Und für Süssigkeiten ist das ein Hexenmeister. Die Frauen haben das sofort entdeckt. Jetzt holen sie auch am Werktag feine Desserts, halbe Körbe voll. Bald müssen wir im Dorf einen Spezialisten für die schlanke Linie installieren, sonst haben die Damenschneiderinnen Tag und Nacht keine Ruhe, weil alle Nähte platzen.»

Plötzlich wurde er ernst und fragte: «Du, Christian, du bist doch weit herumgekommen, auch im Freiburgischen, hast du nie etwas von einem Paul Burri gehört, mich nimmt wunder, warum der hierher gekommen ist. Ein Bäcker, sag ich dir, Nummer eins. Lässt Frau und Kinder zurück und kommt zu mir als Geselle, ein Mann wie Gold. Aber meine Frau traut ihm nicht, und ich kann mir auch keinen rechten Vers machen, warum der dort aus und draus ist. Er sagt kein Wort, auch wenn ich ihn noch so geschickt ausfragen will.»

Nein, Christian hatte nie etwas von einem Paul Burri gehört und auch seine Frau kann mit allem Werweisen keinen gültigen Grund finden. Die Kinder kommen herzu, sind durstig und hungrig, betrachten die herumstehenden Bildwerke und Figuren und sitzen dann dem Vater auf die Knie. Christian studiert, wie er den grossen Helgen auf das Se-

gel malen soll. Die Sonne scheint durch das hohe, grosse Fenster auf seine verstrubbelten Haare und brennt dem Bäcker auf den Nacken. Endlich bringt er den Schwung auf, sich zu erheben und weiter zu fahren.

Mit festlich geschmücktem Nauen über den blauen See.

Das Treffen der Unteroffiziere soll ausschliesslich der Geselligkeit dienen. Nicht zu ernster Übung in Uniform will man antreten, nein, mit Frau und Tochter soll Staat gemacht werden, in gemütlicher Rundfahrt von Ort zu Ort sollen die Gruppen eingeholt wer-

Da kommen die Jungen, Rassigen, Schneidigen, keck die Nase in die Luft gesteckt mit ihrem Schatz, ihrer Braut oder jungen Frau. Die Ehrenmitglieder, achtsam vorsichtigen Schrittes, halten die Hand ihrer Frau oder auch einer eleganten Dame, fühlen sich wieder jung im Kreise der vaterländisch Gesinnten und der stürmisch nachdrängenden Jugend. Hände werden geschüttelt, einander auf die Schulter geklopft. Männer, wetterharte und bleichgesichtige, alte Kameraden, denen das Leben schon Kerben ins Gesicht geschnitten hat, setzen sich zum kühlen Trunk an die Tische und schon steigen Erinnerungen auf, die dann wieder durch Zusteigende,



Beim Festessen unter freiem Himmel kam frohe Stimmung auf.

den, um dann mit Spiel und Tanz quer über den See zu fahren, wo schon am Ufer die Wimpeln flattern und die Flaggen wehen.

Wieder hat der Wetterbericht daneben gehauen. Ein prächtiger Morgen ist hinter den Bergzacken aufgestanden. Ein kühler Morgenwind lockt die Segler auf die blaue Fläche und kräuselt das schimmernde Wasser. Metzger und Bäcker tragen Körbe und Harassen auf den geschmückten Nauen, Trachtenmädchen tänzeln mit Tellern und Gläsern über den Steg und am hohen Mast wird das Segel mit der heiligen Barbara hochgezogen. Das Geländer ist mit Tannenästen verkleidet. Tische und Bänke laden die Gäste ein, und für die Tanzlustigen ist ein ansehnlicher Platz ausgespart.

deren Zurufe und Grussworte unterbrochen werden. Klarinett und Bassgeige, Handorgel und Trompete locken zum Tanz. Und wo wäre es vergnüglicher, lustiger und luftiger als hier im frischen Morgenwind auf dem weiten Wellengekräusel ein Tänzchen zu wagen, den Duft vom Wald in der Nase, einen treffenden Witz auf der Zunge und ein schmiegsames Mädchen im Arm.

Hier an einen Steg, dort an einen Leist wird zugefahren und festlich gestimmte und sommerlich gekleidete Freunde winken und warten, steigen zu und mischen sich mit den lachenden, plaudernden und tanzenden Gästen.

Oswald hat die Leitung der Schiffswirtschaft übernommen. Es scheint, als ob er heute weniger hinkend und recht bebend

sein Gewicht über die Planken tragen würde. Hochrot der runde Kopf, einen breiten Strohhut keck am Hinterkopf, die weisse Schürze um den gewaltigen Vorbau gebunden, fischt er heisse Würstchen aus der Kanne, winkt den Bedienerinnen, pfeift seine Melodie zum Takt der Musikanten und kühlt sich in gewaltigen Schlücken die Kehle.

Wie ein Fels steht der alte Nazi am Steuer, schaut unter seinen strubbeligen Brauen hervor, über alle Köpfe hinweg aufs Wasser und zu den leichten, wolligen Wölklein im Himmel hinauf. Keine lüpfige Melodie, kein Zuruf vermag den Ernst aus seinem Gesicht zu verwischen. Er hat eine kostbare Fracht an Bord und ist sich seiner Verantwortung bewusst. Mögen sie sich sorglos vergnügen, er weiss, was für Launen der See hat, wie er hinter strahlendem Lächeln seine wilde Tobsucht verbergen kann und zuschlägt, wenn es niemand vermutet.

Und dann auf dem Festplatz, alte Freunde treffen sich wieder. Was der See trennt, heute soll er sie zusammenführen. Von den grünen Bergheimen, aus den Industrieorten, aus den aufstrebenden Dörfern und abgelegenen Heimwesen kommen sie zusammen, zeigen mit Stolz ihre Frauen in Spitzenhauben, ihre Töchter in modisch kurzen Röcken oder auch sogar in roten Hosen, wie sie früher Frankreichs Soldaten getragen haben. Staunen und Grüssen, Lachen und Necken, bis mitten in der Menge eine Stimme sich erhebt, ein Jodel aufsteigt, andere mitsingen und ein Lied aus vielen Kehlen erklingt. Den Frauen und Mädchen Zeit gibt, ihre kritischen Blicke wandern zu lassen, höhnische Bemerkungen zu flüstern und hinter lächelnden Mienen abschätzig Gedanken zu verbergen.

Lässig treten die Schuhe und Schühlein auf das frischgeschnittene Gras der Festwiese, wandern vor das wappengeschmückte Rednerpult, wo der Herr Ständerat, ehemaliger Wachtmeister einer Füsilierkompagnie, die Blätter seiner Rede ordnet. Er kennt die Gesinnung seiner Kameraden, weiss, wie er sie begeistern kann. Er weiss aber auch, wie heutigentags in gewissen jugendlichen Kreisen Treue und Ehre, Heldentum und Vaterland verunglimpft werden.

Diesen will er vorab den Wind aus den Segeln nehmen. Vor ihm stehen einige Mädchen, die ihr Näslein rümpfen, in lässiger

Haltung zeigen wollen, dass sie Respekt vor Autorität längst aus ihrem Wortschatz verbannt haben. Ihnen widmet er den ersten Teil seiner Rede, spricht von Meinungsfreiheit, wenn sie auch nur mühsam zu ertragen ist, von Unverstand, der überlaut zu Wort kommen will, von Schlagwörtern, die unverdaut weitergegeben werden und Verwirrung stiften. Eine gewisse Sucht aufzufallen, sich originell zu zeigen, aus Langeweile Opposition zu machen, seien Gotte und Götti dieser Geister, die auf ihre Art halt doch gerne Helden wären, wenn sie genug Spannkraft, Willen und Denkfähigkeit hätten. Wenn diese Modekrankheit ihre Fieberzustände abgekühlt habe, dann könne man auch aus diesen Kreisen wertvolle und gesunde Männer erwarten.

Dann zeichnete er in grossen Zügen eine Jugend und ein Mannenvolk, wie es die heutige schwere Zeit vonnöten hat, redete von Frauen und Müttern, die mit ihrem Sorgen und Helfen die Zukunft bauen helfen, tapfer und besonnen. Die kecken Näslein im Vordergrund glätteten sich, Zurufe und Beifall hoben die Stimmung und ein kräftiger Applaus rahmte die letzten Worte des Redners ein.

Ein Festessen an langen Tischen, unter freiem Himmel, auf der breiten Wiese am See nahm nun seinen Anfang mit Schinken, Salami und Salaten, mit Musik und Lied aus frohen Herzen. Schwere Platten, saftige Saucen wurden aufgetragen, Flaschen aller Sorten, Kannen mit Kaffee und Schnäpse von Birnen, Pflaumen, Kirschen. und Trauben. Zwischen den roten Köpfen und den besorgten Mienen der Frauen stiegen Rauchwölkchen aus Pfeifen und von Stumpen auf, bis die Schatten der Parkbäume länger wurden und die Wolken über den Bergkämmen dunkler.

Vom Sturmwind gepeitscht.

Der alte Nazi, der abseits und missgestimmt bei seinem Süssmost sass, ging mehrmals der Seemauer nach, schnupperte in die Luft, suchte den Himmel ab. Nun stieg er über den Steg auf seinen Nauen und blies kräftig ins Nebelhorn. Die Geduld, die er aufwenden musste, bis die Gäste seinem Rufe folgten, endlich mit Händeschütteln, Winken und Grüssen aufhörten, die Geduld hätte

gewiss genügt, um zehn Sünder aus dem Fegfeuer zu erlösen. Nun er endlich vom Ufer wegfahren und seinen schweren Kahn wenden konnte, schaute er wehmütig auf die seidenen Trachten, die gestärkten Hemden und Hauben, auf die dünnen Röcklein der Mädchen und dachte besorgt, wie wohl diese Pracht und die farbigen Fähnlein bei der Heimkunft aussehen würden, wenn seine viel erprobte Nase rechthaben würde.

Er fuhr mit der ganzen Kraft seines Motors, kam glücklich zum ersten Halt und wollte dort das Segel einziehen. Aber die Stimmung ging in höheren Wellen als der See. Mit allem Prunk wollte man überall landen und den dort wartenden Leuten die ganze Festlichkeit des Nauens zeigen. Nazi schimpfte und schob sich eine doppelte Ration Tabak zwischen die Zähne. Tanzend, lachend und singend fuhr man im Windschatten des Berges dem Wald entlang, bis dort, wo das Schiff wenden und in den offenen See hinaussteuern musste. Nun bekamen alle die schwarze Wetterwand zu Gesicht. Der Wind fuhr in die Kleider und Hauben, Hüte flogen aufs Wasser, Flaschen fegten vom Tisch, schüttelten den Wein in die Kleider der aufgescheuchten Frauen. «Das Segel herunter!» schrie Nazi. Eilige Hände griffen an die Seile, zehn Hände zuviel. Jaulend fuhr der Wind über die Wellen. Oswald sah die Geschirrkisten wanken, drückte sich an den Männern vorbei, um seine Teller zu retten, hinkte die Stiege zur Kajüte hinauf, der schwere Mann der Wucht des Sturmes ausgesetzt. In diesem Augenblick fiel das Segel, der Querbaum schlug mit aller Wucht zurück dem Bäcker in den Nacken. Er stürzte, fiel ans Geländer und über dieses hinaus in die tobenden Wellen.

Nazi warf ihm einen Rettungsring nach. Er durfte das Steuer nicht aus der Hand lassen, sah, wie der Wind den Ring vor sich herjagte und wie Oswald versank.

Die Fahrgäste in ihrer Angst rannten über Tisch und Bank alle auf jene Seite, wo Oswald verschwunden war. Bis einige Männer die Gefahr erkannten, die Frauen und Burschen zurückrissen. Wenn der Wind nicht im hochaufragenden Geländer Halt gefunden und so mitgeholfen hätte, der Nauen wäre gekippt. Wasser schlug herein. Die jammernden Frauen klammerten sich an Tisch und Bank, lagen am Boden und riefen

um Hilfe. Die Männer riefen dem Steuer- mann, er soll zurückfahren. Er aber winkte ab. «Soll ich das Leben aller aufs Spiel setzen, um eine Leiche zu bergen?» dachte er. Er hatte gesehen, wie Oswald im tobenden Wasser verschwunden war, und nur ein einziges Mal zwischen den weissen Wellenkämmen ein Schein von seiner Bäckerschürze aufgetaucht war. Der Wind hatte sie indes- sen zu weit abgetrieben. Nazi musste alle Kraft darauf verwenden, nicht zu nahe ans Ufer zu kommen. Er konnte sein Tun nicht erklären, der Wind nahm ihm jedes Wort aus dem Munde fort. Nur dem Hilfsmaschinisten gab er den Befehl, das Nebelhorn als Notzeichen zu blasen.

Am andern Ufer blinkte das Sturmwarnlicht. Wenn dort ein Beobachter stünde und sein Signal weitergäbe, dann könnten vielleicht die Rettungsboote kommen und nach dem Ertrunkenen suchen. – Aber auch das wäre zu spät, um ihm das Leben zu retten. Der Schlag vom Querbaum muss ihn hart getroffen, ihm die Besinnung genommen haben.

Dann stürzte der Regen hernieder wie eine Flut. Vom Wind gepeitscht, jagte er über das Deck und fiel zwischen den heftigen Stössen wie ein Bach herab.

Was war aus der festlichen Gemeinde geworden, aus der Pracht der Kleider und dem fröhlichen Musizieren? In Angst und Jam- mern hielten sie sich umschlungen, schmutzig und triefend die Kleider und die Herzen in Todesnot.

Hochauf ragte der Bug des Schiffes, die geringe Last liess den Nauen weit aus dem Wasser, bot so dem Sturm breite Flächen. Nazi stand von Wasser übersprüht und von Schweiss getränkt am Steuer. Die Kleider klebten ihm an der Haut, aber in ungebrochener Kraft hielt er den Nauen in Gewalt.

Wie kurz war die Fahrt gewesen von da- heim zum frohen Fest und nun musste er um jeden Meter kämpfen. Wenn die Kraft der Winde nicht schwächer wurde, wie sollte er da beim nächsten Ort an den Steg kommen, ohne Krachen und Splittern. Wie sollten die verängstigten Frauen den Mut aufbringen, im Toben und Spritzen an Land zu gehen. Nebel und dimmeres Dunkel kam auf sie zu. Nazi steuerte am Dorf vorbei, wusste, dass er beim nächsten Halt einen breiten Leist und

eine schützende Mauer fand. Grell leuchteten Blitze und schrecklich rollte der Donner. Der Wind drehte. Ein neues Gewitter drohte von Osten, als ob sich hier auf dem See die Unwetter aller Richtungen treffen wollten.

Vielleicht konnte er, wenn der neue Sturm standhielt, in den Windschatten fahren. Mit Spannung verfolgte er das Verflattern der Wolkenfetzen und wagte es, näher ans Ufer zu fahren. Da sah er die Lichter, erkannte das Signal der schwankenden Laternen, warf das Steuer herum und glitt auf den Leist zu. Rufen und Schreien und ein dumpfes Krachen, dann zitterte das Schiff und blieb.

Nun fegte nicht Regen und Sturm, die Angst fegte die Leute an Land. Die Seidenkleider in Fetzen, die Haare ins Gesicht geklebt eilten die Frauen unter Dach, verschloffen sich in Keller, Stuben und Kammern der wenigen Häuser am Ufer. Ein Mann blieb auf dem Nauen stehen, bis ihn der letzte Fuss verlassen hatte, Heinrich, der Schlanggenbauer und seit Jahren Richter. Er half allen hinaus. Dann ging er breitspurig, und ohne den Kopf vor dem nassen Guss zu senken, auf die Kajüte zu und reichte Nazi die Hand. «Ich danke dir», sagte er laut, «das war tollkühn, wie du die Vernunft und das Schiff obenauf behalten hast. Im Namen aller jetzt schon den allerbesten Dank. Wir werden dir deine mutige Fahrt lohnen. Aber nun bleibt uns noch ein schwerer Gang zu Oswalds Frau.» Nazi fuhr mit seiner rauhen Hand über Augen und Gesicht und rief mit gellender Stimme gegen den Wind: «Ich muss auch wieder hinaus, weiss nicht, was da noch vom Himmel kommt, kann den Kahn nicht über Nacht hierlassen, aber diese Fahrt ist mir leichter als dein Weg.»

Heinrich berichtete seinem Sohn Walter, er solle ihn mit dem Auto holen, dann telefonierte er lange mit dem Pfarrer, besprach sich mit seinen Kameraden und fuhr mit seiner Frau heim. Nur kurze Zeit verwendete er darauf, sich zu waschen und umzuziehen. Dann fuhr er ins Dorf und zur Bäckerei. Eben hörte er Schritte auf dem Pflaster, sah den Pfarrer in den Lichtschein treten, bot ihm die Hand mit kräftigem Dank und stieg mit ihm die Steintreppe zur Haustüre hinauf.

Auf ihr Läuten kam Frau Josefine und öffnete. Da sie die beiden Männer sah, erbebt sie, wurde fahl und bleich und lehnte sich an

die Wand. Da wussten sie, dass kein Mensch gewagt hatte, ihr von dem Unglück zu berichten. «Gute Frau», sagte der Pfarrer, gab ihr die Hand und führte sie in die Stube, «wir haben leider eine schlimme Nachricht zu bringen.» Josefine sank in einen Stuhl und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. «Hat ihn ein Unglück getroffen?» schluchzte sie, vom Weinen geschüttelt, «wie habe ich ihm zugeredet, er soll doch noch vor diesem Fest ins Spital für die Operation. Jetzt muss er wohl unfreiwillig gehen.»

«Ihr dürft das Vertrauen nicht verlieren, Frau Josefine», sagte der Pfarrer mit gütiger Stimme, «aber Euch hat Gott ein schweres Leid zugemessen. Es braucht alle Tapferkeit, um so viel zu ertragen.» Mit weit offenen Augen, vom Schrecken gezeichnet, stand die Frau jäh auf und schrie: «Ist er tot, hat ihn in der Hitze ein Schlag getroffen? Lasst mich, ich will zu ihm! Wo ist er?»

«Ja, ein Schlag hat ihn gefällt, den starken Mann» begann Heinrich ruhig zu reden, «der Sturm hat ihm die Segelstange in den Nacken geschlagen. Vielleicht hat er auch wegen seinen Schmerzen nicht standhalten können. Wir waren so nahe und keiner hat ihm helfen können. Wir sind ganz verzweifelt, weil wir ohnmächtig zusehen mussten, was ihm geschah.»

Darauf wurde es so still in der Stube, dass das Ticken der Uhr überlaut an ihre Ohren drang, bis der Pfarrer halblaut mit einem Gebet begann. Die zarte Frau blieb zusammengekrümmt in ihrem Stuhl, wie gelähmt, so starr als ob auch der Atem stocke. In des Pfarrers Beten hinein begann nun Heinrich zu berichten, wie sie unvermutet in den Sturm geraten seien und erklärte den Hergang bis zum bitteren Ende, wie er in den Wellen umgekommen und vor ihren Augen versunken sei, ohne dass ihm Hilfe geleistet werden konnte.

Der Pfarrer, aus übervoll gütigem Herzen, mit einem mitleidvollen Zartgefühl, begann nun, ihren Mut zu wecken und davon zu reden, wie Gott jenen beistehe, die das Vertrauen in ihren Herzen wachhalten.

Jäh wachte sie aus ihrer Lähmung auf und flüsterte: «Und er hat sich so herzlich auf unser drittes Kind gefreut. Der arme Mann, er kann es nicht mehr erleben.» Nach diesen Worten verstummten die beiden Männer, bis

ein Kind in der Kammer aufschrie und nach der Mutter rief. Sie sahen, wie sie wankend zur Türe ging, hörten, wie sie ihm gütig zuredete, bis es beruhigt in den Schlaf zurücksank.

Erst lange nach Mitternacht stiegen die beiden Männer die Steintreppe hinab, gaben sich stumm die Hand und gingen auseinander.

Vertrauen.

Paul Burri war den Sonntag über verreist und erst mit dem letzten Zug zurückgekommen. Nun ging er nach wenigen Stunden Schlaf durch die sommerliche Morgendämmerung am Brunnen vorbei auf die Backstube zu und begann sein Tagewerk. Der Meister hatte ihm gesagt, er werde die Körbe mit dem übriggebliebenen Brot in die Backstube stellen. Paul suchte vergeblich nach diesen Körben, wollte im Laden nach ihnen suchen und sah eine Gestalt auf der Stiege. Ein Schatten nur, wie ein Gespenst, erkannte Frau Josephine und bot ihr verwundert: «Guten Tag.» Sie rührte sich nicht. Er sah, wie sie weinte und ihr Gesicht in beiden Händen hielt. Er ging einige Stufen hinauf auf sie zu und hörte die Worte: «Herr Burri, Sie können heimgehen. Es wird nicht mehr gebacken. Mein Mann ist ertrunken.» Dann sah er, wie sie eilig hinauflief, hörte wie sie die Türe schloss und den Schlüssel drehte. Paul stieg hinab, setzte sich auf den untersten Stiegentritt und blieb erschüttert sitzen, starrte auf den ausgefransten Läufer und konnte sich nicht fassen. Stunden später traten Frauen ins Haus, die Kameraden und die Kondolenzbesuche und liessen der Frau keine Ruhe. Die Kinder kamen in den Laden mit verweinten Augen, um etwas zu essen zu holen. Paul blieb dort den ganzen Tag bis zum Abend, dann stieg er die schmale Treppe empor, klopfte und ging langsam und sachte auf die Stubentüre zu.

Dort sass Frau Josefine nahe der Lampe in schwarzem Kleid und flickte ein paar Bubenhosen. «Darf ich eintreten», fragte er höflich, «nur ein paar Minuten?» Josefine schaute auf und lud ihn zum Sitzen ein. Paul suchte alle die guten Worte zusammen, die er sich während dem Tag zurechtgelegt hatte, um der so schwer geprüften Frau seine herzliche Teilnahme zu bekunden. Dann fuhr er fort:

«Ich kann Ihnen nur sagen, auch mich trifft dieser Verlust schwer. Ich habe mich mit Ihrem Mann sehr gut verstanden. Er war mir ein guter und lieber Meister und darum möchte ich Ihnen sagen, ich bleibe da, solange Sie es wünschen und werde versuchen, Ihnen ein guter Geselle zu sein. Das Leben ist hart! Auch ich habe viele schwere, bittere Stunden und Wochen durchhalten müssen und meine Sorgen sind nicht zu Ende. Ich kann und darf Ihnen darüber nicht berichten. Ich will nur soviel sagen, es war nicht meine Schuld, die mir so viel Kummer gebracht hat. Aber diese schwere Zeit hat mich gelehrt, für Unglück und Elend anderer Leute Mitgefühl und Mitempfinden zu haben. Das soll nicht nur mit Worten bewiesen werden. Ich werde Ihnen dies zeigen mit zuverlässiger Arbeit und in treuer Erfüllung Ihrer Wünsche. Ich möchte Sie bitten, mir Ihr Vertrauen zu schenken. Ich werde Sie nicht enttäuschen, das verspreche ich Ihnen.»

Ohne von ihrer Arbeit aufzublicken, sagte Frau Josefine: «Unser Pfarrer hat mir gut zugesprochen und immer wieder vom Vertrauen geredet, vom blinden Vertrauen. Nun soll ich zu Ihnen Vertrauen haben, und weiss von Ihnen so gut wie nichts. Sie wissen wohl, dass ich jetzt und für die nächste Zeit auf Sie angewiesen bin. Sie können das ausnutzen, ich kann mich nicht wehren. Oder Sie können mir helfen, ehrlich helfen wollen, das liegt bei Ihnen. Ich in meiner Not muss Ihnen dankbar sein. Ich hoffe, Ihnen vertrauen zu können, mehr kann ich zur Zeit nicht sagen.»

Wie gerne hätte Paul vor dieser beklagenswerten Frau alles Bittere und Böse aus seinem Herzen ausgebreitet. Er musste sich mit Gewalt zusammennehmen, um es zurückzuhalten. Er begann dann zu fragen, wann sie gedenke, das Geschäft wieder zu öffnen. «Was weiss ich», sagte sie weinend, «die Beerdigung kann erst stattfinden, wenn man ihn gefunden hat. Und ob sie ihn finden in dem tiefen See, das weiss Gott. Ich will mich mit guten Leuten besprechen und Ihnen Bescheid sagen. Oh je, alle diese Worte und Ratschläge, sie können mir meinen guten Mann nicht zurückgeben.»

Unterdessen fuhren die Boote Stunde um Stunde, Tag um Tag auf dem See, um die Leiche zu bergen, Fachleute, Freunde und

Dienstkameraden lösten sich ab. Und jede Nacht kamen sie mit dem gleichen Bericht ans Land: «Nicht gefunden!» Schliesslich, nachdem auch alle Ufer abgesucht waren und die Zeit vorüber ging, da der Körper an die Oberfläche kommen sollte, wurde das Suchen eingestellt.

Frau Josefine bediente wieder im Laden. Jeden Tag wurde sie bleicher und durchsichtiger. Nun war es gewiss, dass ihr Mann nicht in geweihter Erde bestattet wurde, dass sie ihn nicht auf dem Friedhof besuchen, nie sein Grab schmücken konnte. Diese letzte Hoffnung aufgeben zu müssen, traf sie schwer. Sie konnte sich, kraftlos wie sie war, nicht mehr von ihrem Lager erheben, war auf die Hilfe der Nachbarin angewiesen, die ihr stundenweise beistand. Nirgends war eine Pflegerin zu finden. Paul rannte von der Backstube in den Laden und zurück, Gritli und Fredi versuchten, die Leute zu bedienen. Dann telefonierte Paul zum zehnten und letzten Mal nach Hause. Einige Stunden später kam seine Tochter Agatha mit zwei schweren Handkoffern in die Bäckerei, mitten aus ihrem Examen für das Handelsdiplom.

Von einem bitteren Abschied und fröhlichen Einzug.

Nun kam wieder Leben in die Küche und Ordnung in das Geschäft. Das Mädchen mit seinen munteren, blauen Augen, seinen wilden, blonden Haaren und seinem gesitteten Benehmen nahm die Arbeit geschickt in seine flinken Hände, eilte treppauf und treppab, war im Krankenzimmer fürsorglich und lieb, mit den Kindern mütterlich und unverzagt und im Geschäft so ankehrig, dass die Leute bald inne wurden, wie gewohnt ihm diese Arbeit von der Hand ging. Die Frauen weweihten, wieso es so fachkundig zu antworten und über alle die verschiedenen neuen Packungen Bescheid wusste. «Fräulein, Sie haben gewiss schon in einem Bäckerladen bedient», frug eine Neugierige. Agatha sagte recht freundlich: «Ich habe eine Handelsschule besucht, da lernt man gar allerlei.»

Auch die beiden Kinder waren vielszeit beschäftigt, sie durften Zuckerpakete und Büchsen aufstapeln, den Kunden Plastiktaschen hinhalten und Brot in die Körbe bringen und manchmal auch mit Paul auf die Tour fahren zu den abgelegenen Kunden. Die

Mutter war darob nicht immer erfreut, weil sie jedesmal wie Wildlinge heimkamen und kaum zu zähmen waren. Aber die Mutter war auch froh, ein paar Stunden vor ihrem Lärmen und Streiten und ihren unermüdlichen Fragen erlöst zu sein. Sie war für diesen Betrieb nicht stark genug und das Schlimmste war ihre Mutlosigkeit und ihre schwarzen Gedanken in den schlaflosen Nächten.

Am Morgen, wenn die Herbstsonne einen prächtigen, lichthellen Tag ankündigte, sass sie in der dunkelsten Ecke, achtete auf jedes Geräusch, ängstigte sich vor jedem Ereignis und sah nur neues Unglück kommen. Sie fürchtete und ersehnte den Arzt, wagte die verordneten Mittel nicht einzunehmen, weil sie dem Kinde nicht schaden wollte. Die aufmunternden Worte Agathas, ihr Singen und Lachen vermochten ihren Trübsinn nicht zu verscheuchen. Mitten in der Nacht schlich sie ins Zimmer der Kinder, schaute in die schlafenden Gesichter und bangte für ihre und der Kinder Zukunft.

Der Doktor brachte einen Nervenarzt mit, der dringend einen Aufenthalt in der Spezialklinik empfahl. Das Misstrauen gegen Paul wurde durch ihre Zuneigung zu Agatha nicht gemindert. Weil das Mädchen nie etwas von seinem Zuhause verriet, wuchsen Frau Josefines Bedenken und gaben ihr Stoff, nächtelang die schlimmsten Vermutungen zu wälzen. Alle Dienste und alle Fürsorge Agathas vermochten nicht, ihren jammervollen Zustand zu bessern.

Am Tag nach Allerheiligen, die Kälte war schon ins Tal eingebrochen, die ersten Flockenwirbel trieben durch die Gasse, nahm der Arzt Frau Josefine mit und fuhr mit ihr in eine Nervenheilstätte. Herzerreissend war der Jammer dieses Abschiedes. Das Haus, die Kinder, die Bäckerei, in der ihr geliebter Oswald mit so viel Freude und Geschick gewirkt hatte, musste sie zurücklassen, fremden Händen anvertrauen, denen sie in ihren wirren Gedanken nur schlimme Taten zumutete.

Agatha nahm die beiden weinenden und jammernden Kinder zu sich in die Stube hinauf und sagte ihnen geheimnisvoll: «Wisst ihr, meine Lieben, wenn euer Mutti zurückkommt, dann kann es wieder lachen und fröhlich sein, wird euch Geschichten erzählen von der Reise und von grossen Städten und

wenn ihr schön brav seid, tapfer und hilfsbereit, wer weiss, bringt es euch ein Schwesterchen oder Brüderlein mit. Wir wollen uns jetzt freuen auf diesen Tag und so brav und lieb sein miteinander, dass der liebe Gott eurem Mutti jeden Tag einen guten Bericht von euch geben kann. Das macht Mutti am schnellsten gesund.»

In diesen mühseligen und verdüsterten Wochen hatte Paul seine kurzen Ruhestunden auch nicht immer in tiefem Schlaf zugebracht. Ein strenges Tagewerk mit unzuverlässigen Aushilfen. Unvertraute und heimtückische Fragen seiner Meistersfrau. In seinem Zimmer am lärmigen Dorfplatz mit dem ununterbrochenen Verkehr, ein hartes Bett und wenig Platz, flogen seine Gedanken über alle Berge und Gletscher zu seiner Frau und zu seinen Kindern, deren Briefe von Langezeit und Einsamkeit erfüllt waren. Solche Qualen trieben ihn auf die Strasse und unter die Leute. Nach Feierabend überkam ihn eine Art Angst vor der Enge seines Zimmers. Er begann die Inserate in den Zeitungen genau zu studieren, zog Erkundigungen ein und kam soweit, dass er eines Tages kurzerhand von der Arbeit fortging und einen Mietvertrag für eine sonnige Vierzimmerwohnung unterschrieb.

An einem schneeverhangenen Wintertag rollte ein Möbelwagen aus dem Freiburgischen an. Aus der Fahrerkabine stiegen der Chauffeur, seine Frau Susanne und seine zwei Buben, Richard und Stefan aus. Dann wurden Möbel, Teppiche, Spiegel und Geschirr in die Wohnung hinaufbugsiert. Zwischen den altvertrauten Dingen füllte die Freude übermächtig jeden Raum. Jubelnder und glücklicher als ein junges Paar sein Heim einrichtet, gingen sie daran, jedem Stück den richtigen Platz zuzuweisen.

Schon stieg Dampf aus den Pfannen, aus Schachteln und Kisten wurden Teller und Besteck ausgepackt. Dann sassen die vier glücklichen Leute um den Tisch neben dem aufgerollten Teppich, vor Fenstern, die noch keine Vorhänge abschirmten. Aus einer Harnasse, die irrtümlicherweise in die Stube hinauf getragen worden war, zog Paul eine Flasche Rotwein hervor, füllte die Gläser und brachte ein Prosit aus auf die neue Heimat, eine bessere und glücklichere Zukunft.

Am gleichen Abend noch kam Frau Susanne mit ihrem Mann in die Bäckerei, beschnupperte den Laden, schaute in den Backofen, stieg mit Agatha die enge Innentreppe zur Stube hinauf, warf einen Blick in das Schlafzimmer der beiden Kinder, die selig mit Puppe und Teddybär im Arm schlummerten.

Jetzt wurde der Feierabend nicht mehr vertrödelt, der Heimweg nicht mehr hinausgezögert, mit strammem Schritt und den Kopf hoch, ging Paul am Muttergottesbrunnen vorbei und auf dem kürzesten Weg heimzu.

Vor dem Richter.

Nur wenige Tage nach diesem fröhlichen Einzug kam Heinrich, der Bauer ab dem Schleggen zu Paul in die Backstube. In seiner dunkeln Kleidung nahm er sich recht sonderbar aus neben den mehlbestaubten Geräten. Mit ernster Miene sagte er: «Guten Tag!» Nahm aber weder die Rechte noch die Linke aus dem Hosensack. Paul grüsste ihn respektvoll, wie es sich vor einem erfahrenen und angesehenen Richter gebührt. «Was verschafft mir die Ehre?» fragte Paul und schaute in das ernste Gesicht. Heinrich liebte keine umständlichen Reden. Er ging meist unverblümt auf sein Ziel los und sagte: «Herr Burri, ich habe gehört, Ihr seid jetzt hier im Dorf mit der ganzen Familie eingewohnt.»

«Entschuldigen Sie, Herr Richter», unterbrach er ihn, «es fehlt noch eine Tochter, sie heisst Martina.» «Also, dann seid Ihr sechs», fuhr Heinrich fort, «sechs Mäuler zu füttern mit einem Gesellenlohn und wie ich gehört habe, sind ganz ansehnliche Möbel in Eure Wohnung hinaufgetragen worden. Ich möchte nicht, dass der armen Frau Unrecht angeht.»

Just in diesem Augenblick kam der Laufbursche mit Körben in die Backstube. Paul gab ihm seine Anweisungen und bat Heinrich, das Gespräch in seiner, oder in Frau Oswalds Stube fortzusetzen.

Da sie sich in der gemütlichen Stube im Bäckerhaus an den Tisch gesetzt hatten, nahm Heinrich allsogleich den Faden seiner Rede wieder auf: «Ich will Euch jetzt, Herr Burri, auf Ehr und Gewissen fragen, wollt Ihr

der armen Frau ihr Geschäft und Haus abluchsen?»

Paul war auf diesen unvermittelten Angriff nicht gefasst, wusste nicht, ob er die Frage als Beleidigung, oder als ehrlichen Kummer annehmen sollte. Heinrich war ihm schon von seiner Kundentour bekannt. Er hatte schon oft mit ihm ein gutes und ehrliches Gespräch geführt. Kannte ihn als einen Mann von unbestechlicher Gradheit und wusste, dass nur eine offene und saubere Antwort genähm war. Also schaute er ihm unerschrocken ins Angesicht und sagte: «Ich habe der schwergeprüften Frau versprochen zu helfen, solange sie Hilfe von mir will. Das ist mein Wort und das will ich auch halten. Wegen

Rat und meine Beihilfe versprochen. Darum rede ich mit Euch. Ich will nicht erst dann kommen, wenn schon Geschirr zerschlagen ist. Nun will ich aber weiter gehen, als ich ursprünglich gedacht habe. Ich habe nun seit Monaten von dem Brot gegessen, das Ihr gebacken habt und die Frauen rühmen Euer Backwerk, den Kuchen und das Süsse. Der Arzt in dem Nervenheim hat geschrieben, es wäre gut und notwendig, wenn der armen Frau die Sorgen um ihr Geschäft abgenommen würden. Was meint Ihr dazu?»

«Das begreife ich wohl», meinte Paul, «ich glaube am ehesten könnte sie beruhigt sein, wenn Ihr einen Sachwalter bestimmen würdet, und dieser ihr den Ertrag ausweisen und



Just in diesem Augenblick kam der Laufbursche mit seinen Körben zurück.

meiner Familie braucht Ihr keine Sorgen zu haben. Bis alle ihre Ausbildung abgeschlossen haben, soweit reicht mein Vermögen und noch etwas darüber hinaus. Deswegen wird kein Gipfeli und kein Halbbrot ohne Bezahlung in meine Wohnung kommen. Soll ich Euch die Buchhaltung zeigen, seit dem Tag, da das Unglück geschah?»

Keinen Blick wendete Heinrich von Pauls Gesicht ab. In seinen Zügen aber zeigte sich eine Aufhellung, da er mit Reden begann: «Ich will nicht Zahlen und Kolonnen sehen. Ich habe auch keine amtliche Handhabe zu dieser Frage. Oswald war mein Dienstkamerad und ein lieber Freund. Und dann habe ich in jener bösen Nacht der Frau meinen

jeweils das Geld aushändigen würde. Damit bin ich einverstanden, wenn so der Meistersfrau geholfen werden kann.» «Ja, daran habe ich auch gedacht», stimmte der Richter ein und nickte bedächtig, «aber auf die Dauer ist das keine einfache Lösung. Dieser Sachwalter müsste vom Fach, also ein Bäcker sein. Einer von der hiesigen Konkurrenz ist nicht anzuraten und ein Auswärtiger hat nicht die nötige Einsicht und den nahen Kontakt. Wenn einmal ein anderer Bäcker hier einsteht, kann bald der gute Ruf und die beste Kundenschaft verloren gehen. Ich frage Euch jetzt, ohne Auftrag und nur um weit hinaus zu sehen. Wenn die Bäckerei verkauft werden soll, würdet Ihr ein anständiges Angebot machen

und könntet Ihr das mit Eurem Geld verkraften?»

«Ihre Worte, Herr Richter, drängen mich in einen Zwiespalt hinein und kommen unvermutet. Einesteils soll ich zugeben, dass ich mich in dieses Geschäft einschleichen will ...» Mit einer kurzen Handbewegung schnitt Heinrich ihm das Wort ab und sagte: «Kein Drummherumreden! Ja oder nein!» Paul stützte die Arme auf den Tisch, hob den Kopf und sagte mit der gleichen Stimmstärke: «In diesem Fall, auf beide Fragen Ja!» «Könnt Ihr das beweisen?» fragte Heinrich mit einer Miene, die Respekt verlangte. «Ja, das kann ich», sagte Paul bestimmt, «Vertrauen gegen Vertrauen! Ich will Euch noch diese Woche Photokopien meiner Bankauszüge zusenden, dann wisst Ihr Bescheid. Oder wünscht Ihr direkte Auskunft? Es ist die Freiburger Staatsbank.»

«Nein, misstrauisch bin ich nicht», fuhr Heinrich fort und stand von seinem Stuhl auf, «ich habe gesagt, nur für alle Fälle. Ich weiss jetzt, mit wem ich es zu tun habe. Verzeiht, wenn ich Euch ohne Umschweife und etwas hart angefasst habe. Wie gesagt, ich habe keinen Auftrag, aber ich lasse diese Sache nicht aus der Hand. Lebt wohl und sorgt gut für die arme Frau.»

Die beiden Männer reichten sich die Hand in festem Griff. Paul fand kaum Zeit, noch einige Worte anzufügen, so schnell ging der Richter aus der Türe und die enge Stiege hinab.

Nass bis auf die Haut.

Über alle Schmerzen und Leiden hinaus ragen Freude und Glück, wenn ein neues Leben geboren ist und das Kind im Arm der Mutter liegt. Ungemach und Bitterkeit versinken vor dem kleinen Wesen, das leise atmet und sich an die Mutter schmiegt. Am Tag nach Dreikönigen erlebte Josefine dieses Glück, das alles Elend versinken liess und ihr Herz und Sinn mit Freude füllte. Der starre Blick war aus ihren Augen verschwunden, ein neues Leuchten, wie in ihrer Jugendzeit, strahlte aus ihnen, wenn die Schwester ihr den kleinen Bub brachte, wenn sie aufrecht und festen Schrittes unter den Bäumen des Parks der Klinik «Materna» einherging. Diese Glückseligkeit verschwand auch nicht, da sie sich zur Heimkehr rüsten konnte.

Mit dem kleinen Sohn, dem Oswald, kam wieder Frohsinn in das Haus. Die Freude, wieder mit ihren Kindern zusammensein zu können, verscheuchten alle schwarzen Gedanken. Die Nachbarinnen wollten Oswald besichtigen und staunen wie er hübsch, kräftig und gesund sei. Agatha, die von ihren jüngeren Geschwistern her gewohnt war mit kleinen Kindern umzugehen, zeigte sich geschickt und konnte, neben ihrer Arbeit im Laden, Frau Josefine auf mancherlei Art behilflich sein.

Gern kam die Meistersfrau wieder mit den vielen einkaufenden Frauen ins Gespräch. Wenn aber ein Vertreter kam, dann huschte sie in die Stube hinauf und überliess die Verhandlungen lieber Paul und Agatha. Auch mit der Buchhaltung und den Schreibereien wollte sie sich nicht mehr gerne einlassen. Sie staunte nur über die Einnahmen, die im Vergleich zu früher auffällig zugenommen hatten. – Mit Pauls Frau kam sie bald in guten Kontakt, trotzdem diese nur selten in der Bäckerei erschien. Mit ihren beiden Buben wollte Frau Susanne nicht kommen, weil diese in ihrer Wildheit alles auf den Kopf stellten. Aus dem gleichen Grund konnte sie die beiden auch nicht gut allein zuhause lassen.

Der Winter hatte früh begonnen und machte auch gegen den Frühling zu keine Miene, sein rauhes Regiment aufzugeben. Schon auf die Ostertage hatten die Pfadfinder ein Zeltlager in Aussicht genommen, mussten es aber wegen dem schlechten Wetter um einige Wochen verschieben.

Sie hatten sich einen günstigen Platz im Wald bei Richter Heinrichs Schlanggen ausgesucht und zogen dann mit einer vollen Wagenladung dorthin, um drei Tage und zwei Nächte selbständig, frei und ungebunden zu sein. Kaum hatten sie das erste Zelt aufgespannt, begann es in den Blättern der Bäume zu rauschen. Nicht ein vorüberziehender kurzer Schauer, ein ergiebiger Dauerregen setzte ein. Nebel strichen den Bergen nach. Tropfnass waren die Kleider, da die Buben sich zum Erdöpfelrüsten herbeiliessen und dabei ausrechneten, wie lange es noch dauern werde, bis eine warme Suppe und ein kräftiges Essen bereitstehen würde. Glücklicherweise kam Agatha mit dem Auto und einem Korb voll Brot daher und konnte so den Heiss hunger stillen und damit den etwas ab-

gekühlten Mut der Buben stärken. Sie, die so stolz ausgezogen waren, um endlich einmal eigenständig zu sein, waren heilfroh, dass Agatha nicht sofort wieder wegfuhr, ihnen beim Kochen tatkräftig zur Hand ging und Ordnung in das Chaos brachte. Gierig stürzten sich die Pfadi auf die Wurstschnitten, die Agatha an einer würzigen Sauce servierte und Koteletts nannte. «Ich wünsche guten Appetit», sagte Agatha, «ich gehe hinüber ins Schleggenhaus, muss heimtelefonieren wegen meiner Verspätung. Wenn ich zurückkomme, dann nehme ich eure nassen Kleider ins Auto. Wo wollt ihr die trocknen? An die nassen Bäume hängen? Ich nehme sie übernacht in die Backstube und bringe sie am Morgen früh.» Darauf eilte sie den schmalen Weg hinab und verschwand zwischen den Bäumen.

Im Haus, wo sie von ihrer Kundentour her gut bekannt war, ging sie zuerst in die Küche zu Frau Katharina, fragte, ob sie telefonieren könne, begrüßte dann der Reihe nach den ältesten Sohn, seine Schwestern Christina und Martha und den kaum der Schule entwachsenen Adolf. «Ich habe Kaffee ob», sagte die Mutter, «trinkst auch eine Tasse mit uns?» «Noch so gerne», meinte Agatha, «ich habe gerade hübsch Zeit dazu. Bis die vierzig Buben ihre nassen Hemden und Hosen ausgezogen und aus ihren Rucksäcken trockene ausgepackt haben, wird es wohl eine Weile dauern. Zuerst aber werden sie noch Teller und Pfannen ausschlamsen.»

Agatha setzte sich gemütlich hinter den Tisch und sah, wie ein flotter, junger Mann in die Stube trat und ohne Gruss vorbei ging, um hinter der nächsten Türe zu verschwinden. «Den habe ich jetzt hier noch nie gesehen. Habt Ihr einen Pensionär?» fragte Agatha erstaunt, «der sieht aber fein aus.» «Glaub wohl, den hast du noch nie gesehen», lachte Frau Katharina, «das ist doch unser dritter, der Benedikt, kommt nur zum Übernachten.» «Ich denke mir, zum Schaffen und Werken ist der zu hübsch», meinte schnippisch das Mädchen, «den habt Ihr so quasi als Reserve.» Christine, die die letzten Worte gehört hatte, kam auf den Tisch zu und rief: «Du, Bäni, hast du gehört, wie du taxiert wirst?» «Lass ihn in Ruhe», drängte die Mutter, «er hat den Kopf voll Zahlen. Nein, nein, das ist ein verbissener Arbeiter, hat seine

Mechanikerlehre mit Auszeichnung bestanden und geht und studiert nun schon lange am Technikum. Der will hoch hinaus.»

«Ei, da habe ich mich wieder schön in die Nesseln gesetzt», sagte Agatha etwas beklommen, «ich bitte vielmal um Entschuldigung, aber so ganz danebengehauen habe ich doch nicht mit dem Pensionär.» Vater Heinrich kam in die Stube, setzte sich auch zu einer Tasse, bot Agatha die Hand und sagte: «Ei, schau da, eine tropfnasse, aber muntere Maus. Wir sollten den Ofen heizen und das Fräulein obenauf legen, das wäre Christenpflicht.» «Die Maus trocknet von selbst. Wegen mir müsst Ihr bestimmt nicht einfeuern. Notfalls kann ich daheim in den Bachofen schlüpfen.» «Und am Morgen stellt man dich als Lebkuchensamichlaus ins Schaufenster», höhnte Christina. «Wie geht es Frau Josefine?» wollte Heinrich wissen. «Eigentlich zum Verwundern gut», gab Agatha Bescheid, «der kleine Bub ist ein Engel und verzaubert das ganze Haus und vorab seine Mutter. Wenn er lächelt, das tut er übrigens auf jeden Wink, dann zerfließt das Herz der Mutter in Seligkeit. Gritli und Fredi streiten sich um ihn. Sie möchten ihn fünfmal am Tag baden, umziehen, zum Spazieren führen. Alles dreht sich um den kleinen Oswald.» «Und wie geht's im Geschäft?» wollte Heinrich wissen. Auch darüber konnte Agatha gute Auskunft geben: «Wir haben viele treue und auch neue Kunden. Es ist, als ob das halbe Dorf der guten Frau beistehen wollte. Wenn sie nicht im Laden ist, das kommt jetzt oft vor, sie bleibt lieber oben bei den Kindern, dann tragen mir die Frauen fast immer einen Gruss für sie auf. Ich finde es rührend, wie sich alle um ihr Wohlergehen kümmern. Sie ist aber auch eine liebe Frau und dankbar für jeden Dienst.»

Im Nebenzimmer wurden Schritte laut, die Türe ging auf, Benedikt kam auf den Tisch zu und fragte: «Möchte wissen, ob ihr für den Reservemann auch einen Reservekaffee habt.» Agatha bedeckte ihre rot und röter werdenden Wangen mit beiden Händen und sagte: «Nein, Sie haben aber ein feines Gehör. Muss ich mich in aller Form entschuldigen, oder genügt es Ihnen zu sehen, wie mir heiss wird? Ich bin übrigens inzwischen aufgeklärt worden und werde es nicht wieder tun.»

«Sie wissen vielleicht nicht, dass ich ein unheilbar rachsuchtiger Mensch bin», sagte Benedikt ernst, «und solche Verunglimpfungen jahrzehntelang nicht vergesse.» – Agatha schaute ihm keck in die Augen und meinte: «Das hätte ich Ihnen, dem Aussehen nach, gewiss nicht zugetraut, und ich glaube, Sie haben bis jetzt noch nicht viele Jahrzehnte erlebt, allerhöchstens zwei.» «Das mit der Rachsucht stimmt», griff nun Christina ins Gespräch, «schon als kleiner Bub hat er mir wegen ein paar Maikäfern, die ich ihm ins Bett geschmuggelt habe, einen meiner beiden Zöpfe abgehauen. Er hat sich aber seitdem schon ein wenig gebessert.» «Also, ich werde mich schwer hüten, nach dem Eindunkeln und vor Sonnenaufgang in die Nähe eures Hauses zu kommen», versicherte Agatha. «Nicht wahr, Mutter Katharina, Ihr habt doch gesagt, tagsüber sei er nie daheim. Meine ohnehin kurzen Haare möchte ich nicht gerne einem so flinken Coiffeur aussetzen. Aber was sitze ich da. Ich muss doch zu den Buben, ihr nasses Zeug holen, vergesse meine Pflicht als Waschfrau.»

Eilig stand sie auf, drückte sich neben Christina vorbei, machte vor Benedikt einen tiefen Knicks, «ich bitte vielmal um Entschuldigung und danke herzlich für die Gastfreundschaft, auf Wiedersehen!» Benedikt rief ihr nach: «Der Coiffeur, der sitzt dann auch!» «Wird schon wieder aufstehen», lachte Agatha und wirbelte zur Türe hinaus.

Die Buben hatten inzwischen ihre nassen Kleider in Bündel gepackt und trugen diese bis zum Auto hinab. Mit Dank- und Hochrufen wurde Agatha verabschiedet, nachdem sie versichert und versprochen hatte, in aller Herrgottsfrühe wiederzukommen. Die zum Teil nur dürftig bekleideten und frierenden Buben sahen so jämmerlich aus, dass Agatha ihren Wunsch sehr wohl begreifen konnte.

Ein Besuch nach Mitternacht.

Vierzig Pfadihemden und einen Haufen Bubenhosen, in deren Taschen sich Hegel, Nägel, zerknüllte und brandschwarze Taschentücher, Zündholzschachteln und Drähte befinden, zu trocknen, das ist in der kurzen Zeit bis zur Morgendämmerung ein Kunststück. Dabei geht es auf den Sonntag zu, die Pfadigruppe will doch in geschlossener Formation und, wenn möglich mit ge-

schwellter Brust unter feingelätteten Hemden, mit allen ihren Gradabzeichen prunkend, in die Kirche marschieren. Agatha sieht erst beim Auspacken, was sie sich da eingebrockt hat. In dem grossen Raum über der Backstube richtet sie sich ein, spannt Schnüre, legt eine Wolldecke auf den Tisch, holt das Bügeleisen und macht sich an die Arbeit. So geht es eben, wenn man das Herz sprechen lässt und den Verstand nicht gebraucht. Aber was sie sich in den Kopf gesetzt hat, will sie auch durchsetzen.

Längst hat die Kirchturmuhre Mitternacht geschlagen. Still liegt die Strasse, auf die ihre erleuchteten Fenster helle Vierecke werfen. Noch ist kein Ende ihrer Arbeit abzusehen, da erschrickt sie. Ein Stein schlägt gegen die Scheibe und ein Ruf dringt von der Strasse herauf. Sie schaut hinaus, sieht einen Mann, der ihr winkt, meint im ersten Blick, es sei ihr Vater, der ruft: «Mach auf! Lass mich hinein.» Jetzt erkennt sie die Stimme und erleicht.

In eiligem Trippeln huscht sie die Treppe hinab, öffnet die Türe und fragt erschrocken: «Onkel Armand, wo kommst du her?» «Mach keine Tänze, Agatha», sagt er mit verhaltener Stimme, drängt sich hinein und steigt vor ihr die Stiege hinauf, sieht sich oben die hängenden Kleider an und sagt: «So, eine Bäckerei habt ihr wieder. Und du hast dir eine Wäscherei eingerichtet. Wo ist mein Bruder?»

Agatha steht neben ihm. Schaut auf seine abgewetzte Kleidung, auf sein Hemd, das auch ein Bügeleisen nötig hätte, auf die schmutzigen Schuhe und fragt wieder: «Wo kommst du her, mitten in der Nacht, möchtest du etwas essen, hast du Hunger?» Onkel Armand setzt sich auf den einzigen Stuhl, schlägt die Beine übereinander und spricht mit bitterer Miene: «Willst du mir ein Bettleressen vorsetzen, ich verzichte! Geld muss ich haben. Meine Familie hat Hunger und den Mietzins nicht bezahlt, in Rotterdam. Habe nicht viel Zeit, muss rechtzeitig wieder in Marseille sein, auf dem Schiff. Also mach nicht lange Firlefanze, weck deinen Vater.»

«Wir wohnen nicht hier im Haus. Ich kann ihn holen oder kann ihm telefonieren», sagt Agatha, «ich bin bald wieder da.» Armand steht auf. «Ich komme mit, nicht dass du mir abschwirrst.» Polternd geht er hinter dem

Mädchen die Stiege hinunter in den Laden. Während Agatha die Nummer einstellt und spricht, schaut er sich um und sagt: «Fein eingerichtet seid ihr wieder, alles auf Glanz.» Er nimmt eine Konfekt-Büchse vom Gestell, reisst die Plastikhülle weg, wirft sie auf den Boden, sucht sich die besten Stücke heraus und beginnt zu knappern.

«Mein Vater kommt bald», gibt das Mädchen Bescheid, «wir können nicht hier im Laden bleiben, wenn Leute vorbeigehen und das Licht sehen, fällt das auf. Wir gehen wieder hinauf. Ich muss noch das nasse Zeug der Pfadi trocknen und bügeln. Nimm die Büchse mit. Ich hol dir noch Wein dazu, wenn du willst.» «Nichts da», sagt der Onkel unwillig, «bei euch weiss man nie. Ich lass dich nicht aus den Augen. Am End holst du noch die Polizei.» Räsonierend geht er hinter ihr her und nimmt oben wieder auf dem Stuhl Platz, die Konfekt-Büchse in der Hand.

Agatha beginnt wieder mit ihrer Arbeit. Sie schweigt. Bald wird der Vater kommen, dann wird sie Antwort auf die Fragen bekommen, auf die sie ohnehin nicht neugierig ist. Von dieser Seite ist ja seit Jahren nur Unglück und Missgeschick auf ihre Familie gekommen. Nun aber beginnt Armand zu sprechen: «Du hast mir nichts zu erzählen, kleine Hexe! Das Geschäft hier und all den Karsumpel habt ihr wohl von einem himmlischen Engel geschenkt bekommen. Oder habt ihr aus dem Konkurs meiner Schmiede Kapital geschlagen, he? Du bist ja fein herausgeputzt. Hübsch bist du geworden! Kein Wunder, wenn du so sicher in Eurem Fettnäpfchen sitzt. Hast wohl einen Bräutigam, einen reichen, ein Herrensöhnchen geangelt, mit deinem netten Engelsgesicht, mit deinem Wimperngeklimper und schmalzigen Augenaufschlag. Auf sowas fliegen die ja, die Kapitalistensprösslinge mit tollen Sportwagen und Segeljachten.» Sich immerzu Konfekt in den Mund stossend, fährt Onkel Armand mit seinen höhnischen Reden fort. «Du hast dir ja einen ganz neuen Wortschatz zugelegt, Onkel», sagt Agatha mit freundlicher Stimme den Redestrom unterbrechend, «du siehst doch, wie ich mich abhetze, hilf mir lieber die Hosen zu strecken. Komm, halt hier fest.» Und tatsächlich, sie bringt ihn dazu, aufzustehen und ihr mit einigen ungeschickten Handgriffen zu helfen.

Jetzt nähern sich Schritte auf dem Pflaster und dann auf der Treppe, die Türe geht auf und Vater tritt ein. Sieht seine Tochter und seinen Bruder mit Wäsche beschäftigt. Findet vor Staunen keine Worte. Schaut in das wettergebräunte Gesicht seines Bruders, auf seine ruinierten Kleider und sagt schliesslich: «Guten Tag, Armand.»

Sogleich verfinstert sich des Bruders Miene. Er wirft die Hose auf den Tisch und geht auf den Bruder zu, lässt die dargebotene Hand unbeachtet und sagt: «Gut hast du dich versteckt in dem Nest. Habe allerhand Geld ausgegeben, um deine Adresse zu erfahren und Zeit vertrödelt. Nun eilts aber. Tausend Franken muss ich haben, zum allermindesten, dann bist du mich wieder los. Muss rechtzeitig auf dem Schiff sein. Damit du es weisst, ich fahre auf See, Schiffschmied und Hilfsmatrose, ein Hundeleben. Frau und Kinder sitzen in Rotterdam, wo ich dann und wann anlege. Meine Frau geht in die Fabrik, setzt Schräubchen ein in Fernsehapparate. Kann nie hineingucken, nur von hinten Drähte einziehen, auch ein Hundeleben.»

«Wie bist du hergekommen», fragt Paul, langsam aus seinem Schrecken erwachend. «He, wie schon, per Autostopp», höhnt Armand, «mein Geld hat mir ein Gauner bei einem Spielchen abgenommen, wollte es nach Rotterdam senden und auf dem Weg zur Bank ist es geschehen. Futsch! Also komm schon mit deinen Moneten. Oder willst du, dass mich die Polizei schnappt? Habe dann noch Schwierigkeiten genug, wieder glimpflich über die Grenze zu kommen.» Paul vergisst zu fragen, warum Agatha noch hier ist, warum so viel Wäsche hängt, er fragt nur, ob sie den Wagen da habe und sagt: «In der Nacht, und noch am Samstag, da alles geschlossen ist, willst du soviel Geld. Und in dem Aufzug kannst du unmöglich reisen. Komm heim, ich will schauen, was sich machen lässt und ob ich eine Kleidung und Wäsche für dich habe, dann fahre ich dich in die Stadt auf den Zug.»

«Aber, Vater», protestiert Agatha, «ich brauche den Wagen, ich muss allerspätestens um sechs Uhr bei den Pfadi sein, sonst müssen sie im Pyjama in die Kirche marschieren. Ich habe das versprochen.» «Mein liebes Kind, ist jetzt das so wichtig?», fragt Paul.

«Meine Frau muss ihm doch noch etwas Währschafftes kochen. Jetzt ist bald halb drei Uhr und dann die Fahrt in die Stadt und zurück, ich will schauen, was sich machen lässt. Komm Armand.» Mit einem Griff in die Konfekt-Büchse und einem Nicken verabschiedet sich der Onkel und geht gebeugten Hauptes hinter seinem Bruder her und die Treppe hinab und am rauschenden und plaudernden Brunnen vorbei.

Bis ins Innerste aufgewühlt und mit verbissener Wut macht sich Agatha wieder an die Arbeit. «Nie soll man sich mit Buben einlassen», sagt sie energisch und mit finsterner Miene. Aber gegen den Morgen zu, da sie die Kleider hübsch sortiert zum Einpacken rüstet, geht sie doch noch schnell in die Backstube hinab, zählt vierzig Brötchen in einen Korb und denkt: «Wenn man Böses erfährt und Schlimmes erlebt, dann soll man zum Ausgleich etwas Gutes tun, hat die Grossmutter gesagt, die Gute. Wie viel hat sie geduldig ausgehalten, bis ihr der Kummer um Armand den Lebensfaden abgeschnitten hat.»

Der Regen hatte gegen Mitternacht nachgelassen. Nun stand ein prächtiger Tag hinter den Bergen auf, da Agatha mit dem Auto zum Wald hinauf fährt, wo die Pfadi schon lange nach ihr Ausschau halten. Lange vergeblich auf die Kleider wartend, in Wolldecken gefüllt, wie eine Rotte Indianer am Waldrand stehend, haben sie immer wieder geschworen: «Man soll sich nie mit Mädchen einlassen!» Und dann kommen die Uniformen, die Hosen zum Teil sogar mit Bügelfalten und dazu noch für jeden ein knusperiges Brötchen zum Frühstück. Ei, wie sie in ihre Hemden schlüpfen und mit „Hohoj“ und „Hurra“ das fortfahrende Auto verabschieden.

Auf dem Kehrplatz vor dem Schleggenhaus steht Christina, hält beide Hände hoch und ladet Agatha ein, doch schnell ins Haus zu kommen zu einer Tasse Kaffee. Aber das Mädchen will nicht aussteigen und sagt: «Ich habe Angst vor dem Reserve-Coiffeur, werktags, wenn er fort ist, mit tausend Freuden, aber nicht jetzt», und fährt schleunigst davon.

Wie der Steinbock in Vaters Kopf herumgeistert.

Endlich heimgekommen, verstrubbelt und immer noch in den Kleidern, die gestern abend nass geworden sind, wollte Agatha ungesehen in ihrem Zimmer verschwinden. Da hörte sie die Mutter rufen, ging auf die Stube zu, öffnete einen Spalt breit und rief hinein: «Ich komme gleich, nur schnell umziehen.» Da aber sah Agatha ihre Mutter wie ein Häuflein Elend auf dem Stuhl in der Ecke sitzen, das Gesicht in den Händen vergraben und bitterlich weinen. «Mutter, war es so schlimm?» fragte das Mädchen, legte ihr den Arm um den Hals und fühlte, wie die Mutter den Kopf an ihre Brust legte und zitterte, «er ist doch wieder fortgegangen. Wir können ihn nicht ändern, was hat Vater nicht alles versucht.»

«Noch nie war er so böse, so gemein», sagte die Mutter aus ihrem Weinen heraus, «die Kinder sind aufgewacht, sind in die Stube gekommen, er hat sie verhöhnt und ausgelacht, hat über Paul geschimpft und über mich. Ich musste sie hinausbringen. Richard ist mit seinen Fäusten auf ihn losgegangen. Armand hat ihm eine Ohrfeige gegeben, dass er bis zur Türe hin geflogen ist. Und jetzt, da er weiss, wo wir sind, wird er wiederkommen. Wir konnten ihm nicht so viel Geld geben, wie er verlangte, nur was wir zusammenklauben konnten. Er ist in fürchterlicher Wut fortgefahren. Ich hatte entsetzlich Angst, er könnte Paul während der Fahrt ein Leid antun.»

«Siehst du», sagte Agatha begütigend, «Vater ist doch gut zurückgekommen und am Wagen habe ich keinen Kratzer gesehen, lass mich jetzt schnell ins Zimmer gehen. Ich komme gleich wieder zurück.» Agatha schaute im Vorbeigehen geschwind zu den Buben hinein. Sie schliefen friedlich. In aller Hast nahm das Mädchen Wäsche und Kleid aus dem Schrank, kämmte und bürstete sich die Haare. Da es in die Stube zurückkam, hörte es den Vater sprechen: «Wenn ich nur für ein paar Tage einen Bäcker bekommen könnte. Ich muss nach Rotterdam! Armand hat mir zuletzt doch noch die Adresse seiner Frau mitgeteilt. Wir können Juliette und die beiden Kinder nicht im Elend lassen.»

«Ja, so bist du», seufzte Frau Susanne, «allen willst du helfen und an uns denkst du zuletzt. Wieviel hat Armand schon fortgetragen, und wir leben von deinem kleinen Lohn, müssen immer wieder aus dem Ersparten zuschüssen.»

«Beruhige dich doch, liebe Frau», tröstete Paul, «das wird ja nicht immer so bleiben. Du weisst doch, was Heinrich gesagt hat.» «Wohl weiss ich das», jammerte die Frau, «in weiter Ferne, hat er gesagt. Und unterdessen verbrauchst du deine Kräfte. Wie oft

verpachten oder verkaufen will. Wenn du Lust hast, Susanne, und wenn du mitmachst, Agatha, könnten wir dieses Café so oder so übernehmen. Eine Backstube ist dabei, zwei Hinterzimmer.» «Und Frau Josefine mit ihrer Bäckerei im Stich lassen. Wo sind dann deine guten Worte?» fragte Agatha.

«Auch das habe ich mir überlegt», fuhr Paul fort, «die Abrechnung mit ihr würde allerdings etwas kompliziert, aber ich halte mein Wort auf jeden Fall. Wir könnten so meinen Lohn etwas aufbessern. Vielleicht



Einträchtig ging Paul mit seiner Familie über den Platz.

müssen wir wieder neu anfangen. Was wir erarbeiten, trägt Armand davon.»

Paul holte einen Stumpfen aus dem Kasten, zündete ihn umständlich an, setzte sich breit und bequem in den Polsterstuhl und begann: «So, meine liebe Frau und Agatha, du kannst auch zuhören, weil ich deine Hilfe dazu brauche. Schon lange wälze ich Pläne in meinem Kopf. Damals, da ich noch in meinem Zimmer im Haus am Dorfplatz gewohnt habe, hatte ich Gelegenheit genug, zum Fenster hinaus zu schauen und zu sehen, wer und wie viele Leute in die Konditorei «Zum Steinbock» gegenüber ein- und ausgehen. Ein guter Platz, aber eine veraltete Bude und schlecht geführt. Ich habe vernommen, dass der Besitzer, der auch schon weit über siebzig Jahre auf dem Buckel hat, seinen Betrieb

würde sich unsere Tochter Martina auch dafür interessieren. Ein Familienbetrieb hat heutigentags seine grossen Vorteile. In einigen Jahren kommen Richard und Stefan schon in die Ausbildung. Aber das ist eben auch noch in weiter Ferne.»

Vom Kirchturm läuteten die Glocken. Frau Susanne fuhr erschrocken auf: «Guter Gott, du machst mich ganz trümmelig mit deinem Reden. Schon bald beginnt der Gottesdienst und immer ist noch kein Frühstück auf dem Tisch.» Paul stand gelassen auf und sagte in aller Ruhe: «Ist gerade recht. Bei Fasten und Beten reifen die Pläne.»

Wenig später ging die Familie Burri einträchtig und ruhig die Strasse zur Kirche hinauf, so als hätten alle gut geschlafen, die beiden Buben voraus.

Und wirklich, der himmlische Beistand begann die Dinge zu ordnen. Eines Abends sass Paul beim alten Konditor im grossen Haus «Zum Steinbock» bei einem Glas Wein. Nein, er wolle nicht verpachten, sagte er ihm. Er wisse schon, dass das Café längst hätte umgebaut werden sollen. Der Mann, der diesen Betrieb in Zukunft führen wolle, soll freie Hand haben. Seine Frau sei auch schon hoch in den Jahren und könne eine so grosse Wohnung nur mit grösster Mühe instand halten. Mit einem verschmitzten Lächeln sagte er: «Wenn wir in allen Punkten gut einig werden, könnten wir ja die Wohnungen tauschen, dort wo Sie sind, Herr Burri, dort würde es meiner Frau recht gut gefallen.» Sie tranken nicht viel aus der Flasche, die beiden, und jeder aus dem gleichen Grund. Sie wollten bei dieser Verhandlung den Kopf klar behalten.

«Mein Wort gilt!»

Einige Wochen später kam Heinrich in die Backstube, wieder in feierlicher Kleidung und mit ernster Miene. Diesmal bot er seine Hand zum Gruss, begann aber ohne Umschweife von seinem Anliegen zu reden: «Wie ich gehört habe, habt Ihr die Konditorei «Zum Steinbock» im Sinn oder schon den Vertrag unter Dach. Ich habe gemeint, mit einem redlichen Mann ein zuverlässiges Wort gesprochen zu haben. Wie mir scheint, habe ich mich getäuscht. Hier in der Backstube möchte ich nicht mehr davon sagen und droben in der Stube will ich Frau Josefine nicht mit dieser Auseinandersetzung belästigen. Kommt heute abend zu mir auf den Schleggen, wenn es Euch recht ist, nach dem Nachtessen oder wie es Euch passt.» Paul, von dieser Überraschung etwas verdatert, sagte nur: «Ja, nach dem Nachtessen, wenn es Euch recht ist.» Heinrich machte kehrt und ging ohne ein weiteres Wort hinaus und mit schweren Schritten am Muttergottesbrunnen vorbei.

Beim Essen daheim war Paul mit seinen Gedanken überall, nur nicht bei Kaffee und Züpfen, Butter und Konfitüre. Seine Frau musste immer wieder fragen und die selben Worte wiederholen, ohne eine passende Antwort zu bekommen. Und da er sogleich in die Kammer ging, sein bestes Hemd und den neuesten Anzug aus dem Schrank riss, wollte

sie doch wissen, ob er im feinsten Wix in die Feuerwehrprobe gehen wolle. «Ja, da hast du recht», sagte Paul. «Heute ist Feuerwehr», und band nervös, aber mit Sorgfalt die Seidenkravatte. Und zu ihrer grossen Überraschung gab er ihr bei offenem Fenster einen herzhaften Kuss.

Im Schleggenhaus sass Heinrich hinter dem Stubentisch, Schriftstücke vor sich, den Federhalter in der Hand und schrieb grosse Buchstaben auf ein weisses Blatt, da Paul von Katharina begleitet eintrat. Sie fragte: «Soll ich Gläser bringen?» Heinrich schaute mürrisch auf. Mit diesem Blick konnte er nicht nur Mäuse, nein, auch sämtliche Leute aus seiner Nähe vertreiben. «Wer weiss, später vielleicht», murrte er. Und zu Paul aufblickend: «Nehmt Platz!»

Heinrich schrieb noch einige Worte, schaute dann auf und begann: «Ihr habt ein respektables Vermögen, Herr Burri, wie seid Ihr dazu gekommen?» «Ich habe mein Geschäft im Freiburgischen verkauft. Es war eine gute Bäckerei und Konditorei. Das Erb meiner Frau ist auch dazu gekommen und was wir erspart haben.» «Warum habt Ihr verkauft und kommt als Bäcker Geselle hierher?»

Paul rutschte auf seiner Bank verlegen hin und her und sagte dann mit einem offenen Blick: «Davon kann ich keine Auskunft geben. Ich kann Euch nur sagen, dass kein unehrlicher Rappen dabei ist.» «Und jetzt, wie stets mit dem ‚Steinbock‘?» fragte er barsch. Sichtlich erleichtert gab Paul Auskunft: «Die Verträge sind sozusagen bereinigt. Im Augenblick liegen sie bei einem Treuhänder zur Begutachtung. Nächste Woche kann unterschrieben werden.»

Heinrich zog aus der rechten Hosentasche eine Pfeife und aus der linken seinen Tabakbeutel, stopfte umständlich, holte den Kerzenständer vom Buffet herüber, zündete an und starrte lange auf das halbleere Blatt vor sich. Paul hatte Zeit, unterdessen den grossen, grünen Ofen, den spiegelblanken Ahornboden, den Schimmer auf dem Täfer und das Gemälde eines gewichtigen Mannes zu betrachten. Er war versucht zu sagen, wie sehr ihm diese Stube und das wärschafte, grosse Haus gefalle, aber er schwieg. Also begann sein Gegenüber wieder zu reden: «Und Frau Josefine soll einen andern Bäcker suchen?» «Nein», sagte Paul, «ich halte mein Wort.

Ich suche einen Konditor. Meine Frau führt das Geschäft am Dorfplatz mit sauber getrennter Rechnung.» Durch schmale Schlitzschaute Heinrich zu Paul hinüber und wog jedes Wort ab. «Entweder seid Ihr ein Schlauer, Hintertriebener oder ein einfältiger Idealist. Was Ihr da für möglich haltet, ist ein Traum und wie ich Euch kenne, seid Ihr kein Träumer, also!»

Ein paar Minuten brauchte Paul, um diese Worte zu verdauen. Weil er lange keine Antwort gab, fuhr Heinrich fort: «Ich habe mir seit unserem letzten Gespräch allerhand Gedanken gemacht und auch mit Eurer Meistersfrau gesprochen. Jetzt möchte ich Eure Meinung wissen zu einem handfesten Vorschlag. Das ist kein Phantasiegeschwätz. Frau Josefine will fort. Sie stammt ja auch nicht aus unserer Gegend. Sie kann in dem Haus die schöne Zeit mit ihrem Mann nicht aus dem Sinn lassen. Und neben Eurer tüchtigen Tochter bedienen, das macht ihr keine Freude. Oswald hat gut verdient. Die Versicherung zahlt. Und wenn sie einen guten Preis bekommt, hat sie keine Geldsorgen und kann in ihr Heimatdorf zu ihren Verwandten. Ihre Mutter hätte sie gern in der Nähe.»

Nicht einen Augenblick lang zögerte Paul. Nur um nicht einen falschen Anschein zu erwecken, wartete er mit seiner Antwort: «Mein damals gegebenes Wort gilt. Ich habe mir seitdem auch viele Gedanken gemacht, auch über den Kaufpreis.» Nun zog Heinrich unter seinen Schriftstücken ein Blatt hervor, legte es vor Paul hin und sagte: «Hier ist der Wert der Liegenschaft genau errechnet. Dazu käme das Inventar.» Einen kurzen Blick warf Paul auf die Schlusssumme, fragte, ob er das Blatt mitnehmen könne, faltete es zusammen und steckte es in seine Rocktasche. «Ich gebe Euch morgen Bericht.»

Jetzt rief der Richter seiner Frau. War für ein Glas Wein zu haben. Auch Paul zog endlich einen Stumpfen hervor und war erstaunt, wie die Tonart des Richters sich veränderte. Er lud auch seinen Sohn Walter, Christina und seine Frau zu einem Trunk ein. Und da Benedikt eben aus der Stadt heimkam, waren beinahe alle um den Tisch versammelt. Frau Katharina, in ihrer lebhaften Art, liess bald ein munteres Gespräch aufkommen. Benedikt interessierte sich für eine neue Konstruktion von Backofen und Christina gratu-

lierte Paul zu seiner tüchtigen und hübschen Tochter. Agatha, das sei ein Prachtsmeitschi, munter, witzig und gradaus.

Spät fuhr Paul vom Schleggenhaus fort und langsam. Beim Wald vor der Brücke stellte er seinen Wagen in eine Seitenstrasse, musste vor der Heimkehr frische Luft schnappen und die Gedanken ordnen. Er ging in den dunkeln Wald hinein, hörte ein Käuzchen schreien. Er zählte die Rufe und griff sich plötzlich an den Kopf und rief laut in die Nachtluft hinaus: «Helf mir Gott! Zwei Häuser auf einmal und zwei Geschäfte. Und vor kurzem habe ich noch in einem engen Zimmer gewohnt.»

Von schmeichelhaften Komplimenten und bösen Zungen.

Diese abendliche Besprechung war der Grund, warum Agatha ihrem Vorsatz untreu werden musste. Spät abends musste sie einmal in Vaters Auftrag Schriftstücke zu Heinrichs grossem Haus hinauf bringen und fand statt den gestrengen Richter in der hell erleuchteten Stube, mutterseelenallein und über Bücher gebeugt, den Sohn Benedikt vor. Etwas verlegen bot sie ihren Gruss und sagte: «Ich bedaure sehr, Sie in Ihrem Studium zu stören. Ich soll Ihrem Vater dieses Kuvert geben und wenn möglich eine Antwort heimbringen.» «Wer weiss, vielleicht kommen sie bald», meinte Benedikt, «sie sind miteinander ins Dorf gefahren. Genau gesagt auf den Meiersboden. Nehmen Sie Platz.»

Agatha setzte sich an die Schmalseite des Tisches auf das Bänkli, schaute sich gemütlich die heimelige Stube an und dann den lesenden Sohn. Da er einmal aufblickte, fragte sie: «Sind das kurzweilige Bücher?» Benedikt winkte ab. «Voller Zahlen, zum Übelwerden.» «Entschuldigen Sie, ich habe jedesmal Mitleid, wenn ich jemand mit dieser Zahlenplage belastet sehe. Ich bin heilfroh, dass ich die Schule und die Theorie hinter mir habe und jetzt wirklich schaffen kann.»

«Was haben Sie denn für Zahlenqualen hinter sich?» fragte er. «Ach, ich war doch in Freiburg auf der Handelsschule. Aber just vor dem Abschluss ist dann Herr Oswald ertrunken. Ich musste alles stehen und liegen lassen und herkommen. Zwei Tage habe ich geweint und seither bin ich glücklich, kein Examen, keine Prüfungen, keine Lehrer, nur

noch leben.» Benedikt schob den dicken Schunken von sich weg, nahm eine Cigarette aus der Tasche, bot ihr höflich eine an und gab ihr Feuer. Höchst vergnüglich blies Agatha den Rauch aus, schaute den aufsteigenden Wölklein nach und sagte: «Eigentlich gehe ich studierten Herren lieber aus dem Weg. Manche sind so spinnig, wollen unseren armen, kleinen Köpfen ihre Ideen aufpfropfen und reden nur von ihrem Spezialgebiet. Und wenn ich dann von ihren Käfern oder Maschinen, von Atomen und Erzen nichts verstehe, dann reden sie zu mir wie zu einem Kind. Das mag ich gar nicht.»

Benedikt lächelte und meinte: «Wenn man Ihnen aber sagt, sie seien ein schönes Kind. Das können Sie ertragen?» «Ja, wissen Sie», gab Agatha zurück, «erstens ist das Geschmackssache und zweitens gefallen mir blöde Komplimente überhaupt nicht. Ja und nein, Grüss Gott und Tschau, das sind handfeste Worte. Das Schmeichelzeug ist mir verhasst. Ich bin einmal zum Christian, zum Bildschnitzer hinaufgegangen, zu Fuss, der Wind fegte über die Matten und wühlte in den Wäldern, meine Haare waren ganz zerzaust. Da schaute er mich eine Weile an und sagte: 'Halt mal deinen Schädel still, das sieht so lustig aus', nahm Block und Bleistift und im Hui war der ganze Strubbelkopf auf dem Papier. Der macht keinen Firlefanz.»

«Aber Mädchen, die so hübsch und wohlgestalt sind wie Sie, sind doch umschwärmt, können sich den Besten aussuchen zum Heiraten», sagte er charmant lächelnd. «So, jetzt fangen Sie auch noch an. Wollen Sie mich aus der Stube treiben?» fragte Agatha. «Sie studieren Maschinenbau. Ist das amüsant?» «Woher wissen Sie das?» fragte er verwundert. «Ich habe Christina gefragt», lachte sie, «ich habe mir gedacht, sie wisse das, aber weiter konnte sie mir auch keine Auskunft geben. Ich hätte gerne mehr erfahren.» «Warum?» wollte er wissen. «Nur so aus Gwunder», lachte das Mädchen, «und weil ich erfahren wollte, an was Sie Ihren Rachedurst abregieren. Die armen Maschinen!»

Nun lehnte er sich behaglich zurück und fragte: «Haben Sie das geglaubt?» Agatha antwortete geschwind: «Ehrlich gesagt, nein. Aber man kann ja nie wissen. Ich habe einmal in Freiburg einen Vortrag gehört über Seelenabgründe. Seitdem sind meine Men-

schenkenntnisse in Unordnung geraten. Überhaupt, Frauen verstehen nichts von den Männern und umgekehrt ist es noch schlimmer.» «Ei, wie weise», höhnte er, «aber wenn Sie einmal heiraten, müssen Sie auch versuchen, Ihren Mann zu verstehen.» «Ich und heiraten, ich denke nicht daran», sagte Agatha mit heller Stimme.

Mit Neckern und Plaudern verfloss die Zeit, bis die Leute heimkamen und bis Agatha mit ihrem Bericht heimkehren konnte.

In den nächsten Wochen erhitzten sich die Köpfe im Dorf über die im Amtsblatt publizierten Handänderungen zweier Geschäftshäuser. Ohne dass auch nur ein Laut vorher durchgedrungen war, wurde der Verkauf der Bäckerei beim Muttergottesbrunnen und der Konditorei «Zum Steinbock» als fertige Tatsache publiziert. Beide an den gleichen Käufer und dazu noch an einen Auswärtigen. Da wären doch noch andere Käufer und Interessenten aus hiesigem Stamm berechtigt gewesen, Angebote zu machen. So wurde gesprochen und gemunkelt. Leute mit Geld und Ansehen, nicht ein Mann, von dem man nichts weiss, ein Bäcker Geselle, der in einem winzigen Zimmer genächtigt hat und von dem man nicht weiss, warum er so lange ohne Familie hier gewohnt hat. «Sein Brot ist gut und bessere Stückli macht keiner im Dorf, das muss man zugeben. Aber wie er Oswalds Familie hinausgeärgert hat, davon wird freilich im Amtsblatt nichts berichtet. Das sollte man wissen. Herzlos muss so ein Mann sein und nur auf den Gewinn versessen. Die arme Frau Josefine, vom Schicksal so hart getroffen. Aber freilich, eine Frau, die in der Nervenheilanstalt war, hat nicht die Kraft, sich gegen solches Umgarnen zu wehren, solche Machenschaften und Hinterlist. Nicht zum Verstehen und Begreifen, dass der alte Konditor 'Zum Steinbock' auch noch auf die Schliche dieses Halbwelschen hereingefallen ist.»

Vorbei an so hitzigen und böartigen Reden hat Paul die Möbel aus seiner Wohnung in die Bäckerei beim Marienbrunnen gezügelt. Und bei den gleichen Lästermäulern vorbei fuhr der Wagen mit dem Hausrat des Konditors zu Pauls Wohnung hinaus. Ins Haus «Zum Steinbock» aber zogen die Handwerker ein, Bauleute und Unternehmer. Ein Strubbelkopf mit Bart und langen Pa-

pierrollen kletterte im Haus umher. «Innenarchitekt», stand auf seinen Mappen geschrieben. Selbstverständlich ein Neumodischer, mit Manchesterhosen und ein Auswärtiger dazu. Das Patent soll der neue Bäcker auch noch von der Regierung bekommen haben, sonst könnte das Lokal doch nicht so mächtig erweitert werden. Was die alles aus dem Haus geworfen haben an Mauerschutt und feinen Hölzern. Die Schaufenster vergantet, das Parterre ausgehöhlt, die Böden verquantet. Nur gut, dass der Heimatschutz und die Kunstkommission rechtzeitig die Pläne verlangt haben, sonst hätte der neue Besitzer Löcher in das Haus reissen lassen, in die man mit Lastwagen hätte hineinfahren können. Eine Verschandelung des Dorfplatzes für ewige Zeiten! Und was da an wertvollen Einrichtungen auf die Schutthalde kam, der Kochherd, der Backofen, der altvertraute Ladentisch, all dies herausgerissen und fortgeführt. Warum nur die Handwerker nicht einschreiten, schliesslich sind es ihre Rechnungen, die nie bezahlt werden. Aber so ist es, jeder will dem andern den Platz streitig machen. Soweit kommen sie mit ihrer Missgunst und Geldgier. Noch andere saftigere Ausdrücke wurden gebraucht und von Mund zu Mund weitergegeben. Und doch assen alle gerne das Brot, das aus Paul's Backofen auf ihren Tisch kam, holten am Morgen die knusperigen Gipfeli und frugen, wie lange es wohl noch dauern würde, bis die hochmoderne Konditorei am Platz eröffnet werden könne. Versuchten auch zu erfahren, wie viel Kredit ihm die Kantonalbank gewährt habe und wie tief er nun in den Schulden stecke.

Wie weise Worte wirken und ein starker Schnaps.

Der junge Mann vom Schleggen wurde vergesslich. Es kam vor, dass er frühmorgens, bevor er auf den Zug ging, schnell in die Bäckerei eilte und zwei Brötchen und eine Tafel Schokolade verlangte. Selbstverständlich war Agatha zu dieser frühen Stunde schon auf und munter, half dem Vater in der Backstube und war gerne bereit, in den noch geschlossenen Laden hinüberzukommen, um ihn zu bedienen. «Zum Znüni»? fragte sie. «Nein, zum Mittag» erklärte er. «Das ist aber zu wenig für einen so repräsentablen, jungen Mann», meinte sie besorgt, «nur einen Au-

genblick, ich hole ihnen schnell einen Apfel, wir haben gerade gestern mexikanische bekommen.» Er packte alles in seine Mappe und rannte davon. Warum er nicht in die Bäckerei beim Bahnhof ging, war unbegreiflich.

Auch Paul litt in letzter Zeit unter Gedächtnisschwund. Noch immer war er nicht nach Rotterdam gefahren. Auch andere Leiden plagten ihn. Der Ärger mit den Arbeitern trieb ihm die Galle ins Blut. Mit Ausreden waren sie immer zur Hand, nicht aber mit dem Einhalten der vereinbarten Termine. Der Gipser gab dem Maurer die Schuld, der Maler schob sie auf den Schreiner. Die Fabrikherren redeten sich mit Betriebsferien heraus und mit Transportschwierigkeiten. Die Bodenleger warteten auf die Lieferungen und statt 14, waren nur vier auf dem Bau. Paul musste nur immer staunen, wie jeder Unternehmer auf andere Art die Verschleppung bedauerte, morgens um 7 Uhr munter mit seinen Leuten an die Arbeit ging. Und so gegen 9 Uhr war die Firma noch mit einem einzigen Mann vertreten.

Das Leberleiden rutschte in den Magen. Die Preise kletterten in die Höhe. Wie bei jedem Umbau kamen noch unvorhergesehene Arbeiten dazu. Das verfügbare Geld schmolz wie die Butter in seinen Kübeln, wenn sie zu nahe am Backofen standen. Die starken Schmerzen im Bauch und die Sorgen im Kopf liessen ihn nicht schlafen. Der Hosenbund sass ihm schon locker und sein Gesicht war bleich, auch wenn es nicht mit Mehlstaub bedeckt war.

Nach durchwachten Nächten bekam er Lufthunger, füllte seinen Wagen mit Körben und fuhr auf die Kundentour. Bei Christian, dem Bildschnitzer blieb er gerne zu einer kleinen Plauderei in dem Atelier. Die gute Frau Helen zeigte sich besorgt um ihn, redete von seinem schlechten Aussehen und fragte nach seinem Leiden. «Bauärger und Geldsorgen, die bringen mich noch um», klagte er. Und weil beide so freundlich zu ihm waren, schüttete er sein Herz aus.

Christian renovierte eine grosse Antonius-Figur, hörte mit halbem Ohr zu, legte dann den Pinsel weg, holte aus dem Schrank eine Flasche mit durchsichtiger Flüssigkeit und goss davon in zwei kleine Gläser. «Zuerst nimmst du jetzt einen kleinen Schluck von dieser Medizin», sagte er und hob sein Gläs-

chen zum Prosit hoch. Dann setzte er sich gemütlich in einen eigenartig geformten Lehnstuhl und begann eine ganz eigene Theorie zu entwickeln. «Das Geld, mein lieber Paul, das ist ein gefährlich Ding, man muss es hüten wie das Feuer. Damals in Paris, als junger Künstler, war ich auf Geld und Ruhm versessen. Ich habe dann Beobachtungen und Erfahrungen gemacht und gesehen, dass der Ruhm eitel und gierig und das Geld krank macht, ein hartes Herz. Ich habe darauf verzichtet, ein grosser Künstler zu werden, von dem man in den Zeitungen und Zeitschriften schreibt und seitdem betreibe ich meine Arbeit so quasi als Hobby. Und siehe da, das Geld kam hinterher wie ein braves Hundeli. Ich habe dann und wann ein gutes Gemälde, eine schöne Figur gekauft und immer sind mir wieder Leute nachgelaufen, die mir dafür grosse Summen angeboten haben. Ich bin immer mit dem Kunstmarkt in Kontakt, aber ich laufe ihm nicht nach.

Wir leben hier so hübsch allein, mitten in der herrlichen Natur, abgeschieden von der grossen Welt und abseits von allem Kunstbetrieb. Ich mache meine Arbeit gut, kein Stück geht aus meiner Hand, bevor ich damit voll auf zufrieden bin. Jetzt kommen die Kunsthändler und Kunstfreunde bis hier an den Waldrand hinauf und tragen mir das Geld nach. Das Geld muss dienen! Wenn es beginnt zu herrschen, dann ist der Mann verloren. Ich sage Dir, Paul, lass dich nicht von ihm krankmachen, wenn du zu wenig hast und auch nicht, wenn es zu viel wird. Mach deine Arbeit gut, du hast einen bevorzugten Beruf. Brot verleidet nie! Und wenn du jetzt mit einem gewagten Anfang in die Klemme kommst, das darf dich nicht davon abhalten, ein guter Bäcker zu sein. So wie ich dich kenne, wirst du bald wieder obenauf sein. In der Zeit, da du in engen Schuhen stehst, will ich dir gerne helfen. Du kannst mir mit guten Diensten die Zinsen zahlen. Wir gehen nicht gerne ins Dorf, sind froh, wenn du uns das Notwendige bringst.»

Während diesen bedächtig gesprochenen Worten und mit Hilfe des starken Enzians, kam wieder Blut in Pauls Gesicht und wie aus einem Jungbrunnen heraufgestiegen, verliess er mit seinen herzlichsten Dankesworten das Haus. Frau Helen ging ihm bis zum Auto nach und sagte: «Und was man noch im Le-

ben braucht, das ist der Beistand der Heiligen. Wir leben inmitten von Abbildern dieser grossen Gestalten aus allen Jahrhunderten des Christentums. Wir haben eine vertraute Bindung an sie und reden mit ihnen. Bald wird für Euch das Schlimme überstanden sein, dann denkt daran, was Bruder Klaus gesagt hat: 'Wess Glück sich auf dem Erreich mehret, der soll Gott dankbar syn, dann mehret es sich auch in dem Himmel'. Behüt Euch Gott!»

Frohgemut fuhr Paul auf seiner Tour weiter, er hätte am liebsten all sein Brot in den Körben, die Nudeln und Haferflocken verschenkt, so wohl war ihm ums Herz. Und da er daheim seine Frau in der Backstube werken sah, schloss er sie in die Arme, herzlich und innig und wirbelte sie in der Backstube herum, bis der Staub aufflog. Er wusste ja noch nicht, was sie für ihn im Geheimen eingefädelt und zustande gebracht hatte.

Eine Bäckerstochter und kein Brot.

Frauen haben ihre eigene Art. Lange schauen sie zu, dulden und schweigen. Und dann bricht in ihnen eine Kraft auf, reift ein Entschluss, zwingt sie zum Handeln. Frau Susanne und ihre Tochter Martina hatten in letzten Jahren manchen Strauss miteinander ausgefochten.

Das war auch der Grund, warum Martina noch nicht einen Tag auf Besuch gekommen war. Die Meinungsverschiedenheiten begannen schon während der Schulzeit wegen der Frisur. Dann waren es die roten Lippen, die lackierten Fingernägel, die Zusammenkünfte mit jungen Leuten in Diskussionsklubs und Beatkellern. Nach Ansicht der Mutter verfiel Martina all dem um Jahre zu früh. Dann tauchte ein Freund auf, ebenfalls zu früh. Martina benutzte Vaters Wegzug, um sich selbständig zu machen, hatte nie Zeit und dutzendweise Einladungen, wechselte ohne zu fragen von der Schule in ein Architekturbüro und verdiente so viel, dass sie sich eigene Möbel kaufen konnte. In diese Mädchenherrlichkeit, mit Intelligenz, Trotz und Auflehnung garniert, kam von der Mutter ein Brief. Dessen Inhalt der Tochter gar sehr zu schaffen machte. Sie schob die Antwort von einem Tag auf den andern. Unterdessen kam ein zweiter in Martinas Briefkasten im Appartementhaus, der noch schwieriger zu be-

antworten war. Und da die Bedenkzeit länger und länger dauerte, stand eines Abends die Mutter vor der Zimmertüre und begehrte Einlass.

Eben gerade im Begriff, mit Leibesübungen und mit Kochen die schlanke Linie zu pflegen, öffnete Martina in einem roten Trainingsanzug und sah sich unvermutet der Briefschreiberin gegenüber. Wenig begeistert, aber mit freundlichen Worten begrüßte sie die Mutter und sagte verlegen: «Leider kann ich dich nicht zum Nachtessen einladen, Joghurt und Birchermüsli, und von beiden zu wenig. Ich habe nicht einmal Brot. Welche Schande, eine Bäckerstochter und kein Brot!» – «Ich komme nicht wegen dem Essen. Ich habe für uns etwas mitgenommen», sagte die Mutter, «wenn du ein wenig Zeit hast, möchte ich mit dir reden.» Eine solche Einleitung wirkt auf eine überraschte Tochter wie das rote Licht auf den Autofahrer. Die Glieder versteifen sich. Martina sass auf dem Frisierhocker, die Mutter im bequemen Stuhl. Das Mädchen mit mehrfach schlechtem Gewissen, die Mutter das Herz voll Sorgen, schien die Luft geladen wie vor einem heftigen Gewitter. Aber kein Blitz schlug ein, kein rollender Donner folgte. Kein Wort sprach die Mutter über die Unordnung, die sie nur mit einem flüchtigen Blick streifte. Sie begann zu reden von ihrer Not, wie sich der Vater in ein Abenteuer hinein gewagt habe, das ihm nun über den Kopf hinaus wachse, von Schuldenbergen und Krediten, von Neid und Missgunst und fing dann ganz sachte an zu erzählen, wie heimelig und gemütlich das alte Haus beim Marienbrunnen sei, Platz genug und eine Backstube, wie man sich eine solche nicht zweckmässiger und dienlicher ausdenken könne. Beschrieb den schönen Dorfplatz mit den hohen Giebelhäusern und wie die Konditorei und das Café bald ausgebaut seien und Effekt machen. Die Backstube sei in eine moderne Küche umgebaut, draussen Kugelleuchter aus Antikglas, Gummiboden in roten und grünen Mustern. Der Innenarchitekt, ein Künstler, sei wohl unausstehlich aber voller origineller Einfälle und tüchtig.

Dazu kramte sie aus ihrer Tasche Brötchen, Kuchen, Konfekt und Praline, Eigenfabrikate feinsten Sorte. «Und dort in dem Haus am Platz, mit Blick auf das Kirchenpor-

tal, drei Fenster breit und eine Allmend von Grösse, habe ich dir ein Zimmer bereit.» Wärme und Liebe schlangen in ihrer Stimme mit. – Und nun kam Martina als Erfolg ihrer Briefe und ihres Besuches just in dem Augenblick, da der Vater von seinem Gespräch mit Christian heimkehrte, in höchst eigener Person in die Backstube und sah, wie der Vater voller Freude seine Frau in die Arme schloss.

Staunend bleibt er stehen, schaut seine Tochter an. «Grösser bist du geworden und rundlicher», legt ihr beide Hände auf die Schultern, betrachtet mit Wohlgefallen ihr Gesicht. «Eine Freude, dich zu sehen, hier bei uns zu sehen, Martina, liebes Kind.» Er besinnt sich einen Augenblick und fragt: «Hast du Ferien? Es ist nicht Samstag, nicht Sonntag.» Martina schaut mit Ernst in den Augen und mit einem lieben Lächeln um den Mund zu ihm auf und sagt: «Vater, ich bleibe da. Die Mutter hat mich heimgeholt.»

Ein kurzer Blick nur gleitet zu seiner Frau hinüber, dann zieht er das Mädchen an seine Brust und gibt ihm einen lieben, väterlichen Kuss. «Hast du Agatha schon begrüßt, die beiden Lausbuben schon gesehen?» fragt er, schaut sich nach seiner Arbeit um und führt seine Tochter in die Stube hinauf, dort setzt er sich zu ihr, legt beide Arme auf den Tisch und sagt: «Tatsache und Wahrheit, du bleibst bei uns. Willst uns helfen. Gott sei gedankt! Jetzt geht es wieder aufwärts.»

Und die Laune wird nicht besser.

Die Herbstsonne liess die roten Äpfel an den Bäumen aufleuchten. In klarer Sicht standen die Berge und Felsen unter dem blauen Himmel. Nur zur Zierde zogen silberweisse Wölkchen vorüber, die ein kühler Wind vor sich herschob. Ein Tag wie selten! Die Landschaft in voller Pracht, die Früchte zur Ernte bereit!

Und doch war Benedikt schlecht gelaunt. Mürrisch ging er im Schleggenhaus umher, gab kaum eine Antwort, setzte sich mit einem Buch auf die Bank unter dem Schattenbaum, fluchte über die Fliegen und Mücken. Kam in die Stube, begann zu rauchen, seine billigen, stinkenden Cigaretten. Zog den Vorhang und machte sich wieder hinter seinen dicken Wälzer. Frau Katharina, die ihn schon lange Zeit mit Sorgen beobachtet hatte, kam mit

einer Handarbeit in die Stube, setzte sich ans Fenster hinter den Tisch. Benedikt rutschte von ihr weg, nahm den Kopf in die Hände und starrte in die bedruckten Seiten.

«Bin ich dir im Wege?» fragte die Mutter. «Nein», gab er barsch zurück. «Du bist nicht gut im Strumpf, Benedikt.» «Ach lass mich», fuhr er auf. Aber die Mutter liess nicht locker: «Hast du Examen?» «Das auch», sagte er kurz und zog wieder eine Cigarette aus der Tasche.

Frau Katharina schaute zum Muttergottesbild an der Wand hinüber, als ob sie von dort Kraft holen wollte, dann begann sie wieder zu reden: «Mir wäre lieber, du würdest dei-

wenn einmal Bauplätze verkauft werden können. Da brauchst du keine Angst zu haben.» «Ach Mutter», sagte er unleidig, «fällt mir nicht ein, an mein Erbgut zu denken. Ich kann mich schon durchbringen und mehr will ich nicht.»

«So musst du jetzt auch nicht auffahren», entrüstete sich die Mutter, «du siehst doch, dass ich mich um dich Sorge. Surrst im Haus herum wie eine Wespe in der leeren Schnapsflasche und wenn man dich anständig fragt, wirfst den Kopf auf, das ist doch kein Zusammenleben. Vater hat auch schon gefragt, ob du Schwierigkeiten hast am Technikum.» «Also, ich bitte dich, Mutter,



Mit Mühe und Not brachten sie den grossen Kasten hinein.

nen Kropf leeren. Ich verstehe dich gut. Du bist unzufrieden, dass dein Vater den Meiersboden gekauft hat. Aber für dich schaut da auch ein Vorteil heraus. Ein Heimwesen, so nahe am Dorf, du kannst dir dort ein Zimmer einrichten, hast nicht mehr den weiten Weg bis hier herauf. Du hast dir wohl überlegt, dass Walter einmal das Heimen bekommen wird und nicht zu teuer, dann bleibt für euch wenig vom Erb.» «Nein, Mutter, da greifst du daneben», meinte er.

Nach einer gewissen Zeit fängt Frau Katharina wieder an: «Du magst die Kreszens nicht, Walters Frau. Ihr magst du es nicht gönnen, dass sie jetzt auf dem Meiersboden nach ihrem Kopf schalten und walten können. Aber für die nächste Zeit geht ja alles noch lange auf gemeinsame Rechnung. Auch

du treibst mich mit deinen Reden aus dem Haus. Sag dem Vater, er soll sich keine Sorgen machen, mein Studium geht wie geschmiert.» Damit stand er auf, ging in sein Zimmer hinauf, zog Socken und Schuhe an und verschwand mit schweren Schritten, ohne auch nur ein Wort zu sagen. «Ist mit den Mädchen schon schwierig genug», dachte die Mutter, «jetzt wird der Bäni auch noch empfindlich wie ein nervöser Dackel.»

Benedikt fährt mit dem Velo ins Dorf, schaut mit keinem Blick zum Meiersboden hinüber, wo seine Geschwister und der Vater am Einrichten sind. Er fährt auf den Dorfplatz, geht ins «Rössli» und bestellt ein Bier, muss seine Wut kühlen. Ein Bauer setzt sich zu ihm und beginnt vom Wetter zu reden und meint dann: «Ist auch noch recht für euch,

das Wetter, mit Vieh und Habe in den Meiersboden einziehen. Dass du nicht hilfst? Zeit hast, hier herumzusitzen?» Und weil Benedikt keinen Ton von sich gibt, fährt er fort: «Das hat dein Vater auch noch schlaue eingefädelt mit dem Kauf. Aber wenn man halt Richter ist, und rechtzeitig Einsicht hat in alle geheimen Akten, kann man sich schon besser einschleichen. Ist ja auch recht, sollen auch ihren Vorteil daraus ziehen, sind ja nicht gross bezahlt, die Richter.» Mit Lust möchte Benedikt dem Spötter den halben Becher Bier ins Gesicht schütten, beherrscht sich aber, zahlt und geht.

Dem «Rössli» gegenüber sind Leute am Werk, einen schweren, grossen Kasten in die Konditorei «Zum Steinbock» hineinzubugisieren, sind aber nicht Manns genug. Er stellt sein Fahrrad an die Mauer und hilft. Benedikt hat Kraft genug und auch ein gutes Augenmass, haarscharf an den Türpfosten vorbei und ohne einen Kratzer bringen sie das schwere Möbel heil hinein. Drinnen steht Agatha und dirigiert. «Ei, wie vom Himmel kommt uns Hilfe», sagt sie «vielen Dank, Benedikt, ohne dein Zutun wäre der Korpus wahrscheinlich bis zum nächsten Regen draussen geblieben, Tüpfeli auf dem glatten Lack.» «Nicht der Rede wert», meint er, «im Dorf sind ja Leute genug.»

Agatha achtet nicht auf seinen barschen Ton und sagt: «Komm, schau doch einmal die Kaffeestube an, wie das hübsch wird. Hier kann ich dich dann einmal standesgemäss bedienen.» «Du hast ja einen Abscheu gegen Studierende, Agatha», sagt er spitzig. «Es gibt Ausnahmen», meint sie keck, «zum Beispiel der neue junge Arzt, der letzten Monat seine Praxis eröffnet hat, den mag ich gut.» «Gehst du zum Arzt?» fragt er, «was fehlt dir denn?» «Nein, ich sehe ihn sonst jeden Tag. Er ist immer freundlich, macht nie ein so böses Gesicht». Dann führt sie ihn weiter und erklärt: «Hier kommen sechzehn Tischchen, rote Polster auf Stühle und Bänke, Blumen zwischen die Messinggitter, für spezielle Stammgäste, auf besonderen Wunsch Disteln mit scharfen Stacheln, zum Mittagessen gesalzene, saure Gurken, zur Erheiterung der Miene. Und nun will ich dir noch die Küche zeigen, neuestes Modell, blitz, blank. Hier wird alles erstklassig zubereitet, Spargelsuppe, Wienerschnitzel, Ungarisch Gulasch und

bitterer Tee, je nach Lust und Laune.» Da sie nun allein in der Küche stehen, fragt er: «Warum hast du mir eigentlich bisher immer so feierlich 'Sie' gesagt?» Agatha hebt die Schultern lacht ihn an und sagt: «Hier sagen mir alle Arbeiter du, es ist heimeliger. Du hast ja heute auch schwer gearbeitet mit dem Korpus, also! Soll ich wieder Sie sagen?» «Nein, um Himmels willen nein» protestiert er, «ich wollte nur wissen.»

«Die Männer wollen immer den tiefsten Beweggrund erforschen», sagt Agatha ernst, «ich will dir dabei helfen. Martina ist gekommen, meine Schwester, ein tolles Ding, modern, melancholisch, psychologisch interessiert, ganz nach deinem Gout. Vielleicht übernimmt sie hier das Service, dann gehe ich für drei Jahre in die Hotelfachschule nach Mexiko. Dort sind sie besonders scharf auf Süssigkeiten.» «Aber, das ist doch nicht dein Ernst!» Ihr kleiner Bruder Richard kam in die Küche hineingewirbelt und schrie nach Agatha, sie solle sofort zum Vater in die Backstube kommen. Folgsam, wie die Mädchen nun einmal sind, läuft Agatha eiligst hinter dem Bub her hinaus, ein kurzes und helles «Tschau» und schon sind beide verschwunden.

Auch dieses Gespräch war nicht dazu geeignet, Benedikts schlechte Laune zu heben, und auch der luftlose Reifen an seinem Fahrrad nicht.

Von offiziellen und ungebetenen Gästen.

Die Eröffnung der neuen Konditorei musste sorgfältig vorbereitet und gut geplant werden. Fotos wurden gemacht. Paul versuchte für die Lokalzeitungen und die Tagespresse Artikel zu schreiben. Ein mühseliges Unterfangen, das er jeden Abend wieder begann und jede Mitternacht unterbrach. Seine Frau, vom wiederholten Aufwachen ungeduldig, sagte ihm, er solle doch mit dem bisher Geschriebenen zu Christian gehen, der wisse besser, wie er so etwas angattigen soll. Der Bildschnitzer, seit seinem Darlehen am Aufblühen der Konditorei interessiert, betrachtete Pauls Entwürfe lange, nahm seinen Füllfederhalter in die Hand und fuhr damit wie mit dem Schnitzmesser zwischen die Zeilen. Nach vergeblichem Bemühen, aus diesen holperigen Schulaufsätzen schwungvolle Berichte zu

machen, behielt er die überschriebenen Blätter zurück und sagte, er könne sie morgen abholen. Beide aber wussten nicht, was für eine Lawine sie mit dieser Einsendung ins Rutschen brachten.

Der Morgennebel des Spätherbsttages hob sich langsam, da die offiziellen Gäste zu einem Frühtrunk in das neue Café kamen, die Herren Gemeinderäte, die Spitzen der Vereine, der Kommandant der Feuerwehr und die Redaktoren. Allseits wurde kräftig getrunken und geprostet, Glück gewünscht und ringsum alles bestaunt. Frau Susanne in Seide, Paul in

Lächeln und freundlichen Worten serviert und dazu ab Plattenspieler diskrete Musik.

Die Herren blieben länger als beabsichtigt und länger als ihren Frauen lieb war beisammen und kamen ohne Appetit heim. Unterdessen wurden schon die ersten Gipfeli, Weggli, Brötchen und Stückli verkauft und zu jedem Kauf eine Probe feinsten Konfekts in bunten Schächtelchen dazugelegt. Der Betrieb begann zu florieren, bis sich eine Horde langhaariger, mit Ketten behangener, schludrig bekleideter Burschen und Mädchen in die neuen Räume drängten und mit ihren eige-



Glas klirrte und eine Flasche flog in die grosse Schaufensterscheibe.

einer nagelneuen Kleidung, Martina mit hochglanzpolierten Fingernägeln, Agatha in einer Frisur, die das Dickicht ihrer Haare in kunstvolle Locken zähmte und die beiden Buben, wie aus dem Schaufenster des Herrenmodegeschäftes entlehnt.

Schon bald kam eine fröhliche Stimmung auf. Platten mit hauchdünn geschnittenem Kalbsbraten, gerollte Schinkenscheiben in Blätterteig gebacken, Gänseleber, Fischpaste, Spargelspitzen, Rauchlachs auf Toast. Jedem Gast wurde ein Blümchen ins Knopfloch gesteckt, eine Pralinetüte für die Frau Gemahlin überreicht. Wein aus dem Rhonetal, dem Aargau, aus Burgund, vom Genfer- und Bielersee, Likör aller Farben, Schnäpse für starke Männer und schwache Herzen. Eine Bewirtung exquisiter Qualität, mit munterem

nen Instrumenten die zarte Musik übertönten.

Radau, Geheul und Geschrei erfüllten die Räume. Niemand kannte diese Leute. Ihrem Benehmen nach waren sie einer Steinzeithöhle entronnen. Sie setzten sich auf Tische und auf den Boden, liessen keinen Durchgang frei und beschimpften die Kunden.

Einer älteren, wohlgesitteten Dame rief ein Mädchen zu: «He, alte Vogelscheuche, lass dich für ein Witzblatt zeichnen.» Und einem Herrn, der das erste Mittagessen des neueröffneten Etablissements kosten wollte, schlug eine beringte Hand kräftig auf die Schultern, fuhr ihm durch die sorgsam gewellten Haare. Dann setzte sich der Schmalgesichtige an dessen Tisch und sagte: «Jetzt will ich zuschauen, wie sich ein kapitalistischer Dickwanst seinen fetten Bauch füllt.

Iss, Väterchen, bis die Haut platzt, dann nehmen wir dich als Hühnerfutter mit heim.»

Martina versuchte mit gütigem Zureden mit der Bande ins Gespräch zu kommen. Agatha trat geflissentlich auf die herumliegenden Hände und Beine. Mit seiner Donnerstimme verlangte Paul Ruhe und Ordnung, warf eigenhändig die drei der Türe am nächsten Liegenden hinaus. Soviel er verjagte, noch mehr kamen herein. Frau Susanne räumte die Theke ab, trug die Flaschen in die Küche. Die beiden Buben, flink wie Wiesel, halfen ihr und retteten die Blumen.

Mit dem Aufwand seiner höchsten Stimmstärke verkündete Paul, es werde nicht mehr serviert. Der Rädelsführer trat zu ihm hin, fasste nach Paul's hübscher Seidenkravatte und schrie ihm ins Gesicht: «He, du Grosshans, ein Wirt muss bedienen, wir zahlen, wir sind nicht besoffen. Verstanden!» Und ein langer, schlampiger Kerl kam herzu und brüllte: «Sei doch nicht so klimperig, du Superbeizer, wir wollen ja nur ein wenig Betrieb in euer mieses Kuhfladendorf bringen, sonst schläft ihr ja ein auf euern Geldsäcken.» Und zu dem Trompeter gewandt: «He, mach doch Musik, damit ihm wieder etwas Blut in die Backen steigt. Er ist so bleich!» Glas klirrte, ein Spiegel fiel klirrend von der Wand, eine Coca-Cola Flasche schlug gegen die grosse Scheibe des Schaufensters, dann kam die Polizei. Einer der Gemeinderäte hatte sie verständigt.

Sie hatten gewartet, bis die Rowdys tätlich wurden und demolierten, dann fingen sie nach einer kurzen Aufforderung, das Lokal ruhig zu verlassen, mit Ausräumen an. Ohne Arme zu brechen, ohne Schädel einzuschlagen, ruhig, wie ein Bauer den Mist mit der Gabel auf den Karren wirft, so befreiten sie den verzweifelten Paul von seinen Gästen.

Neugierige, die sich vor dem Café versammelt hatten, liessen eine Gasse frei, halfen mit Püffen und Hieben. Manch einer hatte nicht übel Lust dreinzuschlagen, Zotterfrisuren zu nuschen, den Pickelgesichtern die Nase zu krümmen. Aber vor dieser Übermacht wagten die Bleichgesichter keinen Widerstand.

Auf der Kirchenstiege besammelten sie sich wieder, zupften an ihren Instrumenten,

bliesen ins Horn, lästerten und schrieten und wurden von den Passanten ausgelacht.

Anderntags kamen die Inspektoren der Glasbruch- und Schadenversicherung mit ihren Mappen und Schreibblöcken und notierten fleissig, während Agatha den letzten Schmutz hinaus und Martina frische Gipfeli und Brötli einräumte.

Im Armenviertel der Grossstadt.

Für die Eröffnung und die nachfolgenden arbeitsreichen Tage hat Paul einen Freund und Kollegen gebeten, ihm zu helfen. Nun benützte er die Gelegenheit, einen guten Vertreter zu haben und reiste nach Rotterdam.

Bei prachtvollem Wetter fuhr der Zug dem Rhein entlang, die berühmte Strecke mit Aussicht auf die Burgen und Schlösser, auf die Lastschiffe und Schleppkähne und den mächtigen Strom. Der Zauber der Landschaft, die fremde Welt, die mächtigen Städte und Giganten der Industrie vermochten Pauls gedrückte Stimmung nicht zu heben.

Die Ungewissheit über das, was er in Rotterdam zu erwarten hatte und die Erinnerung an die missglückte Eröffnungsfeier der Konditorei «Zum Steinbock» liessen ihn nicht froh werden.

Gegen Abend kam er in der weltberühmten Hafen- und Handelsstadt an, belegte sein Zimmer im Hotel und machte sich auf die Suche nach der Wohnung seiner Schwägerin.

Vor der verschmutzten Fassade eines hohen Mietshauses machte er Halt, suchte unter den Schildern an den Briefkasten vergeblich nach dem Namen «Burri», wollte schon weitergehen und an der nächsten Haustüre suchen, da sah er ein Schildchen mit dem Namenszug «J. Ruffieux». Er erkannte die zügige Schrift. Während er die ausgetretenen Stufen bis zum sechsten Stockwerk hinaufging, erwog er, ob sie wohl inzwischen geschieden seien, oder ob Juliette aus einem andern Grund ihren Mädchennamen führe.

Mehrmals drückte Paul auf den halbkaputten Klingelknopf, hörte eine Glocke schepfern, aber sonst keinen Laut. Vier Wohnungstüren mündeten auf das schmale Podest. Er setzte sich auf die oberste Stufe und hörte den Stimmen zu, die aus dem Stiegenhaus zu vernehmen waren, Kinderstimmen,

fremde Sprachen und rauhe Laute aus Männerkehlen.

Endlich kam Juliette, eilig und schwer atmend, mit Einkaufstaschen und ihrem kleinen Bub Denis die Stiege hinauf. Sie schaute auf seine Schuhe, seine Kleider und dann bis hinauf in sein Gesicht, blieb mitten auf der Treppe stehen. Eine Tasche glitt ihr aus der Hand, Brot, Äpfel, Birnen kollerten die Stufen hinab: «Paul!» rief sie nur und griff sich ans Herz.

Denis rannte den Äpfeln nach. «Ja», sagte er, «ich bin gekommen, um zu schauen, wie du lebst, ob du Hilfe brauchst. Schon lange wollte ich kommen. Armand war bei mir.»

Bleich und müde, aber noch immer jugendlich und mit einem gewissen Charme, lud sie ihn ein hineinzukommen: «Du darfst nicht auf die Ordnung achten. Ich muss früh in die Fabrik. Wir haben englische Arbeitszeit. Kochen kann ich nur am Abend.»

Die Möbel waren noch die gleichen, aber abgenützt, für die engen zwei Zimmer zu gross. Juliette setzte sich. «Ich habe mich daran gewöhnt, habe das Denken ausgeschaltet. Und jetzt kommst du und weckst mir alles wieder auf. Bitte setze dich, wo du kannst, wo ein Stuhl frei ist.» Paul nahm aus seiner Mappe eine Schachtel Konfekt und gab sie dem kleinen Denis, der bald knappernd und essend zu sprechen begann, holländisch, französisch und deutsch, ein richtiges Kauderwelsch. «Wo ist Gabrielle?» fragte Paul. «Sie geht nach der Schule in ein Blumengeschäft, um etwas zu verdienen, nur ein paar Gulden in der Woche», erklärte Juliette. Die Tränen rannen über ihre bleichen Wangen während sie sprach: «Armands Schiff kommt am sechszwanzigsten für drei Tage in den Hafen. Aber ich weiss nicht, ob er kommen kann. Das letzte Mal hatte er Schwierigkeiten mit dem Pass. Er glaubt, die Polizei sei ihm auf der Spur. Er sagt immer noch, er sei unschuldig, er müsse nur seinen Freund decken. Wenn er einmal hinter den Mauern sei, dann sei er verloren. Ach, ich habe ihn immer gewarnt, sich von diesen Phantakern freizuhalten. Ich kenne ja die Männer dort, bin ja im Jura aufgewachsen. Und wenn man weiss, wie hitzblütig er ist, wie schwer seine Hand und wie stark er zuschlägt ...»

Nicht mit einem Wort unterbrach Paul ihren Redestrom, da sie aber schwieg, sagte er:

«Hat er dir bis heute nicht gesagt, was damals geschehen ist» und da sie stumm verneinte, fuhr er fort: «Vielleicht ist die Rechtslage nicht so verzweifelt. Wenn ein tüchtiger Anwalt beigezogen werden könnte. Aber mit seiner überstürzten Flucht hat er sich selbst die Schuld aufgehalst und allen Gerüchten freien Lauf gelassen. Anklagen und Vermutungen, die mich dann auch vertrieben haben.»

«Ich weiss», begann sie mit einem tiefen Seufzer, «aber du hast Frau und Kinder bei dir, bist ein Mann, kannst dich wehren. Was weisst du davon, was eine Frau in der Fabrik und in diesem Quartier auszuhalten hat. Ach, ich will nicht davon reden. Geh wieder, Paul, lass mich, du wühlst alles in mir auf. Ich danke dir, dass du dich um mich kümmerst. Bin dankbar zu wissen, dass ich an dir in äusserster Not einen Halt habe. Aber lass mich in Frieden!»

Lange Zeit blieben sie stumm. Nur der kleine Denis redete, hatte die Konfektschachtel bis zum letzten Brosamen geleert und setzte sich nun auf seines Onkels Knie. Immer wieder versuchte Paul, ein Gespräch zu beginnen, konnte Juliette aber nicht aus ihrer abweisenden Haltung herausbringen. Schliesslich nahm er Abschied von der müden Frau, dieser einsamen Mutter, und stieg von schweren Gedanken bedrückt die schmutzige Stiege hinab, die nicht enden wollte. Nahe der Haustüre kam ihm ein Mädchen entgegen, flink und leise eine Melodie singend, stürmte es an ihm vorbei, zwei Tritte auf einmal. «Gabrielle», rief Paul. Das Mädchen blieb stehen, schaute verwundert zurück und sprang auf ihn zu. «Bist du Onkel Paul?» «Ja, der bin ich. Sag deiner Mutter einen schönen Gruss von mir und gib ihr das», damit schob er ihr einige holländische Banknoten in die Hand. «Sag ihr, ich komme wieder, auf jeden Ruf.»

Nach einer unruhigen Nacht fuhr Paul mit dem Bus zum Hafen, lief kilometerlang den grossen Schiffen entlang, sah wie Lotsenschiffe riesige Luxusdampfer schleppten. Tanker von unvorstellbarem Ausmass, die einliefen.

Der Anblick dieses verwirrenden Getriebes, das ein Knoten in einem unvorstellbaren Verkehrsnetz über die ganze Welt war, vermochte ihn nicht von seinen schmerzenden

Gedanken abzulenken. Auf einem solchen Schiff, er wusste nicht gross oder klein, irgendwo auf den Meeren fuhr Armand, sein Bruder, als Schiffsschmied auf den Wogen. Eine steife Bise trug ihm den Geruch des Meeres zu. Von seiner Heimat geflohen, von Frau und Kindern getrennt, in Angst vor der Verfolgung, von allen Launen des Wetters geplagt, schuftend für einen Lohn, den er in seiner Spiellust verlor. Und in einer der Fabriken, deren Dächer in der Morgensonne schimmerten, an einem Fließband in eintöniger Arbeit, sass jetzt Juliette, um das Geld für den Mietzins zusammenzubringen und ihren Kindern den Hunger zu stillen.

Auf der Rückfahrt sah er nicht den Prunk der breiten Geschäftsstrassen dieser Weltstadt, die Pracht berühmter Bauten. Nicht einen Tag, nicht eine Stunde wollte er die Rückfahrt verzögern, er, der zu seiner Familie, zu seinem Unternehmen, zu der Freude am Beruf heimkehren konnte.

Bei Punsch und Pastete.

Die Konditorei «Zum Steinbock» und ihr hübscher Restaurationssaal waren durch die Eröffnung und die nachfolgenden Zeitungsberichte berühmt geworden. Beliebt wurden sie durch die gute Küche, die Spezialitäten und Delikatessen und die exquisiten Backwaren. Richard und Stefan flitzten in tollen Kurven auf ihren Rädern zwischen der Bäckerei und dem Dorfplatz hin und her, jonglierten die Körbe und Kuchenschachteln in beängstigender Kunstfertigkeit. Frau Susanne stand in der neuen, blitzblanken Küche. Agatha und ein hochgewachsenes, blondhaariges Fräulein eilten, die Wünsche der Gäste zu erfüllen von Tisch zu Tisch. Aber Martina war nie in der neuen Konditorei zu sehen, hatte nie ihr grosses Zimmer mit Blick auf das Kirchenportal bezogen. Der Eröffnungstag hatte ihr einen fürchterlichen Schrecken eingejagt. Die Wohnungen im grossen Haus am Platz wurden vermietet. Paul blieb mit seiner Familie im Bäckerhaus beim Marienbrunnen.

Nicht immer war es leicht, die verschiedenartigen Wünsche der Gäste zu befriedigen. Frauen, die zwischen den Einkäufen zu einem gemütlichen Schwatz zusammenkamen, wollten ungestört ihren Kaffee schlürfen. Lehrtöchter und junge Burschen, die von

auswärts in die Gewerbeschule kamen, verlangten moderne Musik, wollten die neuesten Hits und berühmte Pop-Sänger hören. Geschäftsleute mit dicken Mappen verlangten Ruhe für ihre Besprechungen. Wenn eine Zusammenkunft zu einem Fest ausartete, übertönten frohe Stimmen das Gekreis der Schallplatten. Am liebsten hätte Agatha den Plattenspieler auf den Platz hinausgeworfen, aber Vater brauchte dringend jeden Franken, um Zinsen und Schulden zu zahlen. Also versuchte Agatha mit Geschick den Alten und Jungen, den Stillen und den Lauten gerecht zu werden, und den Aufenthalt angenehm zu machen.

Während der ruhigen Nachmittagsstunde schritten fünf junge Männer im Gänsemarsch, rote Nelken im Knopfloch, an Agathas Theke vorbei, salutierten und marschierten im Taktschritt auf den runden Tisch zu, Benedikt, hochoberhauptes als erster. Sie verlangten Punsch und hausgemachte Pastete. Sie hatten schon in der Stadt ein Fest gebaut, waren mit Zwischenhalten bis hierher gefahren und feierten den erfolgreichen Abschluss ihrer Examen.

Benedikt, in fröhlicher Stimmung, holte einen bunten Blumenstrauss vom andern Tisch und dekorierte damit die Festtafel. Breitspurig stand er auf, hielt Agatha am Arm fest und stellte ihr seine Kollegen vor: «Das ist Werner, der Streber, er will im Sudan eine Bierbrauerei bauen. Das ist Kuno, Spezialist für Elektroapparate, weiss genau den Unterschied zwischen Stark- und Schwachstrom und versucht auf beide Arten, schöne Mädchen zu betören. Das ist unser Chauffeur, Ruedi, Fabrikantensohn, Autobesitzer, Rauschgifthändler, hat zwecks Weiterfahrt Trinkverbot. Das ist Ulrich, seine Liebe gilt den Schiffsmotoren, will nach Übersee und Millionär werden. Und mich kennst du ja, mein Schatz, mich hast du ja bereits in dein Herz geschlossen, also hat von euch dort keiner mehr Platz. Und damit ihr wisst, mit wem ihr es zu tun habt, das ist Agatha, ein Juwel, extra und nur zu meinem Glück in die Welt gesetzt.»

Mit herzlichen Worten gratulierte das Mädchen reihum, bot jedem die Hand und bei Benedikt fragte sie noch dazu: «Und du, willst du auch nach Übersee?» Mit nachdenklicher Miene und gerunzelter Stirne sag-

te er, sich zurücklehnd: «Später ja, mit Frau und Kind. Vorläufig gehe ich in den Schleggen hinauf und konstruiere nach eigenen Plänen eine, noch nie dagewesene Gullenpumpe zum Zweck, dass ich noch einige Zeit in deiner Nähe sein kann.» «Ei, was sind das für Neuigkeiten!» staunte Agatha und huschte lachend zu anderen Gästen.

Feierlich wurden die Gläser erhoben, dann die Pastetenschnitten gekostet, gelobt, vertilgt und übergossen, vom Examen gesprochen, Professoren durchgehächelt und die Zukunft besungen. Nur Ruedi mit dem Trinkverbot blieb ruhig und benutzte jede Gelegenheit mit seinen dunklen Schwärmeraugen Agatha zu verfolgen.

Benedikt bestimmte mit überzeugungsvoller Kommandostimme Werner und Ulrich als Delegation mit der Aufgabe, Agatha zu einem Glas Punsch einzuladen und unter Bewachung an den Tisch zu führen. Auch ihr wurde eine Blume aus dem zerpflückten Strauss feierlich an die Bluse geheftet. Benedikt legte vergnüglich seinen Arm um ihren Hals. Weil das Mädchen aber nun genau dem bewundernden Ruedi gegenüber sass, erhaschte auch Benedikt dessen schmachtende Blicke und sagte: «Du hör mal, schau doch zur Abwechslung wieder einmal auf deinen Teller und vergiss deine Pastete nicht, wir haben noch eine weite Reise vor uns.»

Weil in diesem Alter Magenbeschwerden selten vorkommen, wurden noch Desserts bestellt. Wurden noch Cacaomandeln und Konfekt aufgetischt und in fröhlicher Stimmung pokuliert.

Da immer mehr Gäste kamen und Agatha all zu oft die feiernde Runde verlassen musste, erinnerten sich die jungen Herren an das weitere Programm ihres Festes. Ulrich mahnte zum Aufbruch: «Sehr verehrtes Fräulein Agatha, Sie müssen entschuldigen, wenn wir Ihre überaus angenehme Gegenwart verlassen müssen. Mein Vater hat zum heutigen Fest eine Party arrangiert, tanzfreudige junge Mädchen, die jetzt ihre hübschen Kleidchen bügeln, kunstvolle Frisuren aufstecken, Parfüm verspritzen, ihre Nägel polieren und sehnsüchtig auf uns warten.»

«Ich begreife», sagte Agatha, «ich wünsche einen vergnüglichen Abend und gute Fahrt.» Mit einer müden Handbewegung winkte Benedikt ab: «Ach, Ueli, sag's doch ehrlich! Er

hat nämlich eine wunderschöne Schwester, die Figur von der Göttin Juno entlehnt, ein Gesichtchen, direkt aus einem florentinischen Gemälde geschnitten ...» Agatha benutzte sein Innehalten und fragte: «Ist sie wohl auch extra und nur zu deinem Vergnügen in die Welt gesetzt?»

Lachend und scherzend nahmen sie Abschied. Nicht mehr so stramm und in weniger genau ausgerichteten Einerkolonne verliessen sie den gastlichen Raum. Ruedi als letzter flüsterte Agatha zu: «Ich komme wieder!»

Ein verlorener Sohn.

Und tatsächlich, wenige Tage später kommt er gegen Feierabend, etwas schlapp, ein wenig salopp gekleidet. Die fahle Blässe steht ihm gut zu den kastanienbraunen, gelockten Haaren. Er geht in die hinterste Ecke, öffnet das Fenster und setzt sich auf das rote Polster. «Fräulein Agatha», sagt er, «mir ist nicht so ganz wohl, könnte ich ein Glas Wasser haben?» «Immer noch Kater vom Fest?» fragt Agatha, «soll ich Ihnen ein Bitterwasser oder eine Tablette bringen. Mutter hat immer solches Zeug gegen Kopfweh.» «Nein», wehrt er ab, «lassen Sie mich nur eine Stunde ruhig sitzen. Es wird schon wieder besser.»

Agatha ist allein, muss Ordnung schaffen und aufräumen. Die letzten Gäste gehen. Immer wieder schaut sie nach dem jungen Mann, der wie betrunken in der Ecke sitzt und mit halboffenen Augen auf den Tisch starrt. Wenn er nicht Benedikts Kollege wäre, sie würde ihn aufrütteln und energisch hinaus weisen. Sie schliesst die Türen, setzt sich zu ihm und sagt ihm, er müsse nun gehen, sie wolle Schluss machen und heimgehen. Zuerst mit nur schwacher Stimme, dann immer eindringlicher beginnt er zu sprechen: «Kein Mensch hat mich gern. Auch du willst mich fortjagen. Du, bei dir habe ich in den Augen gelesen, dass du Verständnis hast. Mein Vater hat keine Zeit. Meine Mutter sucht nur Bewunderung, Gesellschaft und Hoffahrt. Jetzt habe ich ja ihren Wunsch erfüllt, das verhasste Examen bestanden. Aber meinst du, es ist jetzt besser, nein. Ja gut, ich habe Drogen genommen, zuerst um besser zu lernen. Das hat mir geholfen, eine Zeit lang, dann wurde es schlimm. Die daheim haben's

entdeckt. Seitdem ist der Teufel los und ich komme nicht mehr davon weg. Aber du, Agatha, du verstehst mich, das habe ich in deinen Augen gesehen.»

Agatha liess ihn reden, vielleicht würde die Mutter kommen um nachzusehen, warum sie so lange nicht nach Hause komme. Er spürte ihre Unruhe. Hastiger begann er wieder: «Bleib jetzt hier. Du weisst nicht, wie ich dich nötig habe. Die andern, die auch koksen, die denken nur an sich. Man wird Egoist, harter, gieriger Egoist. Ich weiss, du verurteilst mich nicht. Das fängt ja so harmlos an. Ein kleines Räuschchen, gute Stimmung, Kraftgefühl. Dann sitzt schon der Teufel drinn. Nimmt alle Kraft. Muss nach seiner Pfeife tanzen. Nach ein paar Stunden fängt er wieder an aufzuspielen, jagt und hetzt mich in die Gier.» «Legen Sie sich hin», sagt Agatha, «ich hole Ihnen ein Kissen. Dann ist es wohl besser und schneller vorbei.» «Sag du zu mir, Agatha», bittet er, «du bist mir so vertraut. Bei dir ist mein Herz ruhig, das Herz, das so viel gelitten hat in der kalten Welt, in der lieblosen Welt. Das darf doch nicht sein, Ungerechtigkeit überall, Krieg und Hass, anstelle der Liebe. Wenn ich gesund wäre, von diesem verdammten Teufel los wäre, ich würde nur lieb sein mit allen Menschen, nachholen, was versäumt wird.»

«Warum gehst du denn nicht zum Arzt», fragt Agatha, «er kann dich heilen und dann kannst du lieb sein. Soll ich dir einen Arzt rufen?» «Nein, es ist schon zu spät», flüstert er, «lass mich nur. Ich weiss, mein Leben ist schon verpfuscht, nichts mehr zu retten. Die verfluchten Drogen, sie sollen mir noch die kurze Zeit, die mir bleibt, verkürzen. Ich bin doch nur allen zur Last. Auch dir bin ich zur Last, ich weiss es. Aber du bist gut, im innersten Herzen gut.»

Seine Reden werden wirr. Agatha bettet ihn auf die Bank, hört den Worten zu, die keinen Sinn mehr haben. Soll sie trotzdem einen Arzt rufen, oder die Polizei? Sie kann ihn doch nicht die ganze Nacht hierbehalten. Soll sie den Vater wecken? Soll er ihn heim-schaffen? Aber sie weiss ja nicht, wo er wohnt.

Lange bleibt sie bei ihm sitzen, sieht, wie er immer mehr in seinen Traum versinkt. Sie legt ihm ihre Hand aufs Herz, um den Puls-schlag zu vernehmen. Fühlt seine Briefta-

sche, zieht sie vorsichtig hervor, entdeckt seinen Führerschein und die Adresse.

Dann steht sie vorsichtig auf, geht lautlos zum Büffet, sucht im Telefonbuch und stellt in der Kabine die Nummer ein. Geduldig wartet sie, wieder und wieder tickt das Signal, bis eine verschlafene Stimme zu vernehmen ist: «Ja, was ist?» Ihr Herz klopft laut und doch sagt sie bestimmt: «Hier ist Agatha Burri. Sie kennen mich nicht. Ich muss Sie bitten sofort zu kommen. Ihr Sohn Rudolf ist bei mir, im Drogenrausch, unfähig heimzufahren.» «Was», schreit der unbekante Mann, «hat doch versprochen, das Zeug zu lassen.» Mit flehender Stimme sagt Agatha: «Ich bitte Sie, kommen Sie geschwind. Seien Sie lieb zu ihm!» Dann gibt sie die genaue Adresse an. Währendem er noch schimpft, hängt sie den Hörer auf.

Sie weiss nichts davon, dass Benedikt in der Nähe ist, sonst hätte sie ihn um Hilfe gebeten, weiss auch nicht, dass er durch den Spalt im Vorhang gesehen hat, wie sie Ruedi die Brieftasche aus dem Rock gezogen hat. Sie sitzt neben dem verwirrten Mann und tröstet ihn. Langsam dreht sich der Zeiger an der goldverzierten Wanduhr, durchschreitet das ganze Rund und noch weiter bis Agatha lautes Türzuschlagen vor dem Haus vernimmt.

Ein Herr mit breiter Brust, offenem Kragen und struppigem Backenbart tritt herein und hinter ihm eine feine Dame. Sie fragt sogleich: «Hat er das Zeug bei Ihnen bekommen?» Agatha gibt keine Antwort. Sie geht voraus in die Ecke, wohin der Schein der Lampe nur spärlich dringt. «Er ist arg berauscht gekommen und seitdem geht es ihm immer schlechter.» Auf diese Worte blickt Ruedi auf. Seine starren Augen richten sich auf seinen Vater, dann sinkt er vollends zusammen. «Rudolf!» ruft die Mutter. Er gibt keine Zeichen, diese Stimme zu erkennen.

Agatha sieht, wie der Zorn sich über des Vaters Gesicht ausbreitet und wie er versucht sich zu beherrschen. «Vielleicht kann er noch gehen», meint Agatha, «wenn wir ihm helfen.» «Wir haben ihm schon genug geholfen», sagt die Dame bitter. «Schweig», herrscht sie der Mann an, «nimm den Schlüssel aus seinem Sack, dann fährst du mit seinem Wagen heim. Ich besorge das un-terdessen.»

Die Dame bückt sich über ihren Sohn, sucht in seinen Taschen. Er lässt es geschehen. Willenlos, wie ohnmächtig liegt er auf der Bank. Der grosse, schwere Mann schwankt wie eine Tanne, der ein Holzer den gefährlichen Streich versetzt, wartet bis seine Frau mit dem Autoschlüssel geht. «Verflucht noch mal! Wie ist er denn hergekommen? Haben Sie ihn vollgepumpt?» schimpft er. «Sie brauchen mich nicht zu beleidigen», sagt Agatha in freundlichem Ton, «damit wird Ihr Sohn nicht gesund. Ich will versuchen, ihn aufzurichten.» Sie redet ihm zu,

Wie Frau Katharina beredsam wird.

Frau Katharina im Schleggen-Haus hat sich wieder und wieder über Benedikts schlechte Laune zu beklagen. Keine Idee davon, dass er eine neue Gullenpumpe konstruiert, nicht einmal die alte repariert. Er sitzt in der Stube, hat den ganzen Tisch mit Büchern und Tabellen überdeckt und schreibt an seiner Diplom-Arbeit. Ist wütend, wenn sie in der Stube essen wollen. Flucht, das Brot sei schlecht. Wenn das Bäckerauto kommt, das er durchs Fenster sieht, brummt er wie der



Gemeinsam schleppen und führen sie den kraftlosen Ruedi hinaus.

zieht seine Beine von der Bank, ergreift ihn an den Schultern. «Komm jetzt», sagt sie, «wir gehen zum Auto. Es wird sonst zu spät.» Tatsächlich macht er den Versuch sich zu erheben. Nun kommt Leben in die Gestalt des zornigen Mannes. Er fasst seinen Sohn am Arm und Rücken. So führen sie ihn hinaus auf den Platz, legen ihn ins Auto. «Du armer Sohn! Und armer Vater!» sagt das Mädchen beklommen, wendet sich ab und geht ohne umzuschauen auf das Haus zu. Nochmals kommt der Herr zurück und herrscht sie an: «Sie reden mit keinem Menschen davon! Verstanden!» «Gute Fahrt», sagt Agatha, schliesst die Türe und räumt auf.

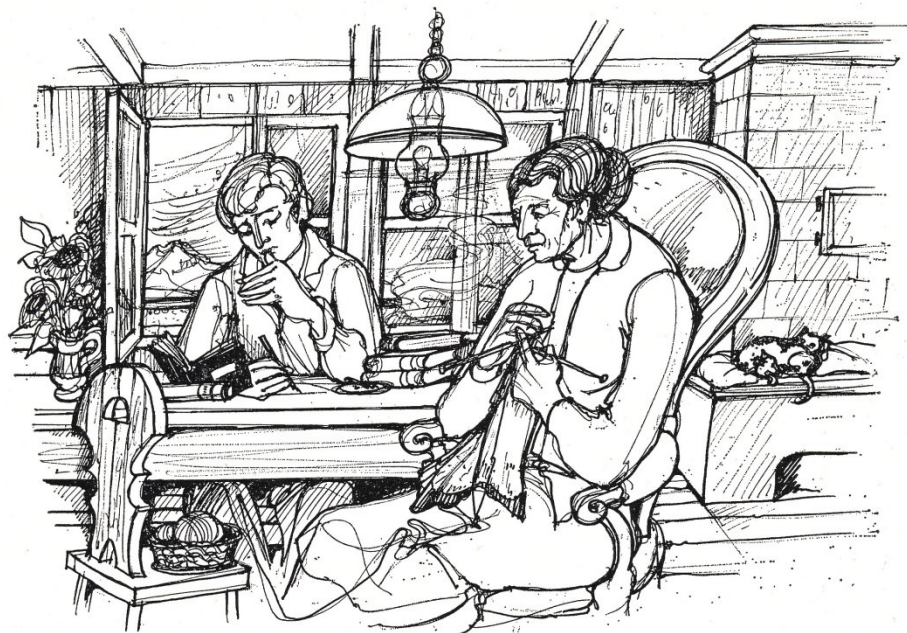
Prämiestier, den der Vater im Herbst vom Zuger-Markt gekauft hat. Christina fragt ihn, bevor sie ins Dorf fährt, ob sie ihm etwas heimbringen solle. «Einen Radiergummi», schnauzt er, «um den Blödsinn auszukratzen, den ich geschrieben habe.» «Und», meint sie höhnisch, «wenn dir das Brot so schlecht schmeckt, soll ich bei einem andern Bäcker probieren?» Er wirft ihr ein Buch nach und kaut an seinem Stumpfen weiter.

Vorgestern, gestern und heute hat er einen Brief zu schreiben angefangen, hat eine Seite voll geschrieben, eine zweite begonnen. Ärgerlich die Blätter zusammengeknüllt und in die Hosentasche gesteckt. Nun hat er die Tasche so voll, dass er nicht einmal sein Taschentuch hervorklauben kann. Er geht zum

Waldrand hinauf und steckt die Briefe in Brand.

Die Mutter, die ihm von der Küche aus zugeschaut hat, sieht ihn zurückkommen, setzt sich mit einem angefangenen Pullover in die Stube und ist bei seiner Rückkehr mit Stricken und Zählen beschäftigt. Benedikt nimmt seine Arbeit wieder auf, starrt in die Bücher, notiert sich Zahlen. «Stört dich das Geklimper meiner Nadeln», fragt Frau Katharina. «Nein, im Gegenteil», sagt er mühsam, seine Wut beherrschend, «das klingt wie angenehme Begleitmusik.»

Da er kein Wort verlauten lässt, nur noch wütender an seinem Stumpen kaut, fährt sie fort: «Meinst du, wir sehen nicht, wie dich die Agatha tanzen lässt. Christina lacht sich den Hals wund. Adolf wartet schon lange, bis er Liebesbriefträger werden kann. Walter im Meiersboden hat telefoniert und gefragt, warum du in so verrücktem Tempo ins Dorf fährst und nie bei ihnen hineinschaust. Und was der Vater denkt, das sagt er nur in der Kammer, aber deutlich. Und ich sage nur, du sollst keine Bekanntschaft anfangen, wenn keine Aussicht auf Heirat besteht.»



«Früher hat man mit dem Heiraten zugewartet!»

Mit listigen Augen schaut sie auf ihren Sohn und beginnt dann wieder: «Früher hat man mit dem Heiraten zugewartet, bis man etwas Erspartes auf die Seite gelegt hatte und in seinem Gewerbe gut eingelebt war. Heutigentags denken die jungen Leute anders. Wenn ihnen ein hübscher Käfer über den Weg läuft, dann haben sie es eilig, meinen, sie versäumen die Glückseligkeit. Wenn Mädchen mit zwanzig Jahren schon in Torchlusspanik geraten, ist das noch zu begreifen, aber die Buben.»

«Wer will denn heiraten?» fragt Benedikt erstaunt. Mit einem verschmitzten Lächeln schaut sie ihm ins Gesicht. «Dass verliebte Leute blind sind, das ist eine alte Weisheit. Dass sie aber meinen, alle Leute um sie seien ebenso blind, das ist eine neue Erfindung.»

Jetzt wirft Benedikt seinen Stumpen zum Fenster hinaus, spuckt die Tabakreste auf den Boden und weiss nicht, soll er gleich dem Stumpen nachspringen, oder ohne ein Wort zur Türe hinaus verschwinden. Noch einmal sucht er mühsam mit dem letzten Rest von Geduld in freundlichem Ton zu reden: «Mutter, du siehst Gespenster! Von Bekanntschaft, von Heiraten keine Rede, ich muss doch zuerst ins Ausland, in die Praxis. Meinst du, ein Maschinen-Ingenieur sei nach ein paar Jahren Schulweisheit auf Draht? Du, ich will nicht einen mageren Zeichnerposten. Ich habe Ideen, ich will konstruieren.»

«Eben das ist mir jetzt in letzter Zeit aufgefallen», sagt die Mutter, «habe ich an dir entdeckt, dass du Ideen hast, nur sind das etwas sonderbare Ideen. Mit der Arbeit

kommst du, nach deinen eigenen Worten, nicht vom Fleck. Hast plötzlich einen mächtigen Glust nach Süssigkeiten, rennst wie ein Tobsüchtiger zum Zuckerbäcker und kommst mit einem roten Kopf zurück und mit einer Laune, die jede Milch im Umkreis von hundert Metern zum Scheiden bringt. Wenn du ins Ausland willst, meinst du, die Agatha wartet in christlicher Geduld auf deine schönen Briefe? Begnügt sich damit, deine Fotografie anzuschauen, sie, die von allen umschwärmt ist, die Bude voll von Verehrern hat. Aus der Stadt kommen sie und essen Kuchen schon am Vormittag, hocken wie Hühner auf der Stange, um ein Nicken einzufangen, einen Blick zu erhaschen. Frage einmal die Frauen, die zum Znüni im «Steinbock» ihren Kaffee trinken, hör zu, wie sie reden. Dann vergeht dir das Scharwenzeln oder verfliegen deine Pläne als Konstrukteur.»

Ehrlich erstaunt lehnt sich Benedikt an die Wand, vergräbt seine Fäuste in den Hosentaschen. Seine Wut ist verfliegen. Voll Bewunderung sagt er: «Mutter, du entwickelst ja eine Beredsamkeit, wie ich sie von dir noch nie, und nicht einmal bei unseren besten Professoren gehört habe.»

«Lach mich nur aus, Benedikt», sagt die Mutter, «ich habe Angst um dich. Ich rede aus bekümmertem Herzen und weil du mir lieb bist.» Nun geht sie hinaus, lässt ihren Sohn allein, der nun auch mit bekümmertem Herzen seine Gedanken wälzt.

Im Rathaus vor Verhör.

Zwei Schulbuben schleichen in den Holzschopf an der Obergasse, verstecken sich hinter die aufgetürmten Staudenbuscheln. Adolf sagt: «Den musst du doch dem Bäcker in den Briefkasten stecken.» «Aber wenn ich doch den Brief gefunden habe», meint der andere, «den geb ich nur gegen Finderlohn. Ist ein staatlicher Brief vom Verhöramt, der ist mehr wert, als ein gewöhnlicher.» Sie untersuchen ihn, halten ihn gegen das Licht. «Auf der einen Seite ist er nicht gut zugeklebt, vielleicht kann man ihn aufmachen.» «Gib her, ich versuch es mit meinem Messer.» «Nein lass mich, man muss hauchen, dann sieht man nichts.» Sie streiten sich. Der Brief fällt zu Boden. «Jetzt hast du ihn beschmutzt. Zeig her, vielleicht geht es jetzt, da

er nass ist.» Nach langem Hin und Her ist der Umschlag zerrissen. Die Buben stecken die Köpfe zusammen und lesen: «Sie haben sich auf dem Verhöramt im Rathaus am Donnerstag den 12. einzufinden.» «Du, der Burri muss ins Verhör, das ist ja unser Bäcker, was hat wohl der auf dem Kerbholz?» «Du, das wird doch deinen Bruder, den Bäni interessieren. Das ist ja der Vater von seinem Schatz. Zeig ihm den Brief.»

So werweisen die Buben, überlegen, wagen nicht, den aufgerissenen Brief rechten Orts abzugeben. Zuletzt verschwindet er in einer Hosentasche und wird dort nicht glätter und sauberer.

Eine Woche später kommt ein Polizist in Pauls Backstube und sagt: «Ich muss Euch wohl die Vorladung persönlich überbringen, wenn Ihr auf die schriftliche Aufforderung nicht erschienen seid.» Paul weiss davon nichts und fragt: «Was für eine Vorladung? Ich weiss von nichts.» «Da könnt Ihr lesen», sagt der Uniformierte, «aber diesmal wird unterschrieben und der Empfang bestätigt.»

Paul liest erstaunt und fragt: «Wegen was, warum soll ich vor's Verhör?» Der Polizist sieht, wie Pauls Federhalter beim Schreiben zittert und sagt: «Das weiss ich nicht. Das wird Euch der Verhörer schon sagen», grüsst und geht. Paul starrt auf das Formular. Angst steigt in ihm auf. Sein erster Gedanke gilt seinem Bruder Armand. Erst da Rauch aus dem Backofen dringt und der Geruch von Verbranntem in seine Nase steigt, schaut er um sich. Und von da an lässt ihn Tag und Nacht die Angst nicht mehr los.

Genau auf die anberaumte Stunde trat Paul in das Vorzimmer des Verhörrichters, tadellos gekleidet und auf alles gefasst. Nach kurzer Wartezeit wurde er hereingerufen und eingeladen, dem Verhörrichter gegenüber Platz zu nehmen. «Herr Burri», begann dieser, nachdem er umständlich alle Personalangaben aufgenommen hatte, «wir müssen Sie wegen einer auswärtigen Einklage vorladen.» Nun war für Paul der Grund seiner Vorladung gewiss, sie betraf Armand, seinen Bruder!

Der Verhörrichter hatte einen Brief vor sich liegen, den er mit einigen Randbemerkungen verziert hatte und in dem er nun einige Stichworte aussuchte und mit seiner Schreibfeder antupfte, als ob er sie aufspies-

sen wollte. Plötzlich schaute er auf und dem beklommenen Bäcker scharf in die Augen: «Seit wann verkaufen Sie in Ihrem Unternehmen Drogen und Rauschgifte, Herr Burri?» «Überhaupt nicht», sagte er erstaunt, «ich habe noch nie davon auch nur die winzigste Dosis in der Hand gehabt, und auch noch nie gesehen.» «Können Sie diese Behauptung beweisen?» fragte der junge Herr am Pult.

«Das ist eine merkwürdige Frage», meinte Paul, «wie soll ich beweisen, was ich noch nie gesehen habe. Aber Sie können sich selbst überzeugen. Hier sind alle meine Schlüssel», damit zog er ein Etui mit einer Reihe von Schlüsseln aller Art hervor, liess sie vor den Augen des Verhorrichters klingeln und legte sie ihm aufs Pult. «Damit können Sie alle meine Türen, den Geldschrank und die Kasse öffnen. Überzeugen Sie sich selbst, fragen Sie meine Leute. Ich bleibe da, will nicht einmal dabei sein.»

«Die Anklage behauptet, dass am 12. August ein Absolvent des Technikums einige Tage nach seiner Abschlussfeier, die ja in Ihrem Café stattgefunden hat, bei Ihnen mit gefährlichen Drogen vollgepumpt, das ist der Ausdruck, der in der Anklage verwendet wird, vollgepumpt worden sei. Was haben Sie dazu zu sagen?» Paul griff sich ans Kinn und dachte nach. «Ja, davon hat mir Agatha am andern Morgen erzählt. Ein Rauschgiftsüchtiger, wenn ich mich recht erinnere, heisst er Rudolf, kam vor Feierabend in die Konditorei. Agatha hat seinen Eltern telefoniert und sie gebeten, ihn zu holen. Aber dass sie ihm Rauschgift gegeben habe, das ist frei erfunden, das ist gelogen. Wer behauptet das? Fragen Sie meine Tochter, sie hat mit dem jungen Mann Mühe genug gehabt.»

Das Verhör wurde auf peinliche Weise weitergeführt. Paul gab offen und ehrlich jede gewünschte Auskunft, war bereit, sofort Agatha herbeizurufen. Nach langem Fragen und Notieren sagte der Verhorrichter: «Wir wollen nun zuerst die Hintergründe der Anklage untersuchen. Ich will Ihnen offen gestehen, Herr Burri, ich glaube Ihnen. Man ist in unserer Gegend der Auffassung, diese gefährliche Drogensucht, sei hier nicht vorhanden, existiere überhaupt nicht. Leider muss ich Ihnen sagen, sie ist hier schon weit verbreitet und macht uns viel zu schaffen. Die Eltern

nehmen unsere Warnungen nicht ernst. Jeder Vater, jede Mutter meint, ihr Sohn, ihre Tochter komme doch für solche Exzesse nicht in Frage, behaupten es und sind beleidigt. Diese Gifte werden kommen auf Schleichwegen und sind bald überall zu haben. Ihre Wirkung ist katastrophal. Mit einem Plausch fängt es an, mit der Neugierde, und kurze Zeit später sind sie der Sucht verfallen und aus blühenden, jungen Menschen werden bedauernswerte Ruinen.»

Arg bekümmert ging Paul die Rathausstiege hinunter und auf die Strasse, aber im hintersten Winkel seines Gemütes fühlte er doch eine Erleichterung, dass von seinem Bruder keine Rede war.

Hinauf in die sonnigen Berge.

Bei einem seiner vielen Besuche im «Steinbock», die von seiner Mutter so ungern gesehen wurden, fragte Benedikt: «Du Agatha, hast du nie Ferien?» «Oh doch», sagte sie lachend, «sieben Wochen. Mein Vater ist grosszügig. Nur sind die Ferientage auf das ganze Jahr verteilt. 52 Tage haben wir geschlossen, jede Woche einen Tag, ich habe ausgerechnet, das ergibt etwas mehr als sieben Wochen.» Benedikt protestierte: «Das sind doch keine Ferien. Ich meine richtig ausspannen, Zeit für eine Reise, Skifahren, ins Ausland.» «Du, Benedikt, das können wir uns nicht leisten. Die nächsten Jahre nicht, bis wir aus dem Ärgsten heraus sind. Ich möchte nach Griechenland, nach Paris, im Sommer an die Adria. Venedig möchte ich einmal sehen. Aber weisst du, wenn mir der Vater eine Woche freigäbe, ich glaube, ich würde mich in ein Frauenkloster zurückziehen, einen Ort aufsuchen, wo ich keine eiteln, eingebildeten, grosshansigen, jungen Männer antreffen würde.»

Und doch wurde zwischen den beiden ein Tag vereinbart, und der Wettergott war ihnen gnädig. Mit der Seilbahn fuhren sie auf die Pashöhe im strahlenden Sonnenlicht. Auf ihrer Wanderung sahen sie in klarer Sicht das weite, ebene Land vor ihnen liegen. Sie stiegen in die Felsen ein, zwischen denen neuer Schnee auf altem lag, fort von den Menschen, über die letzten Alphütten hinauf. Kühler Wind milderte der Sonne hitzige Glut. Gletscher leuchteten in scheinbar greifbarer

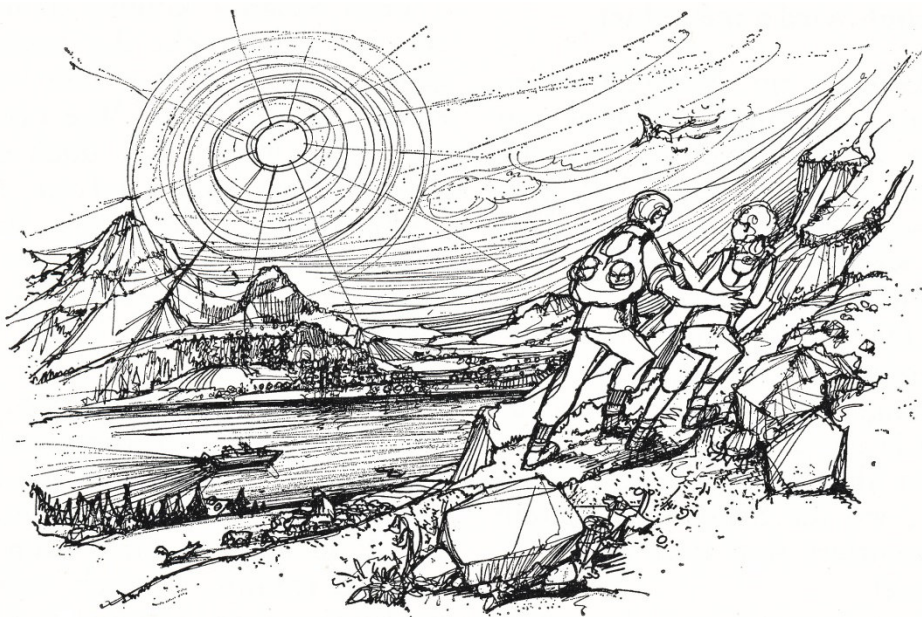
Nähe und die Zauberwelt der mächtigen Gipfel umfing sie.

Erfüllt von der unfassbaren Schönheit schlang Benedikt seinen Arm um den Hals des Mädchens, zog es an seine Brust und küsste es innig und lieb. Das zaghafte Wehren vermochte nichts gegen die Kraft seiner Arme und so ergab sie sich. Auf dem Weg über die Alp, im schweigenden Weiterwandern sagte Agatha: «Machst du dir keine Gedanken, Benedikt, dass dieser Kuss, ohne die Rucksäcke vielleicht noch köstlicher hätte sein können.» Mit Schwung warf er den seinen weg, und nahm Agathas Last ab.

Beide sahen lange nicht, wie sich Benedikts

werden. Auch vertragen sich lebenswichtige Gespräche nicht gut mit dem Knurren eines hungerigen Magens. Erst da sie die zerquetschte Zungenwurst aus den Scherben der kleinen Schnapsflasche herausgefischt und das zerschlagene Brot von den Wollfasern des Pullovers befreit hatten, konnte er wieder daran denken, was er sich in langen Tagen und unruhigen Nächten zurechtgelegt hatte.

Nach einem kräftigen Biss in den Apfel, fragt Benedikt ernst: «Wie ist das eigentlich mit deinem Onkel. Die Leute reden und munkeln, verbreiten die wildesten Gerüchte!» Agatha wendet ihren Kopf, schaut zu ihm hin und sagt: «Das ist ein Geheimnis.



Sie stiegen in die Felsen ein und immer höher hinauf.

Rucksack selbständig machte, den Hang hinunterkollerte und dann in Sprüngen in der Tiefe verschwand. Mittagessen, Fotoapparat, Pullover, Hemd, Stumpenschachtel und die Billette für die Talfahrt, alles wirbelte über den Fels hinaus und blieb endlich in verblühten Alpenrosenstauden hängen. So erfüllte sich Agathas Wunsch. Auf der langen und mühsamen Suche störte sie keine Rückenlast bei vertrauten Küssen, weil er ihr leichtes Bündel trug.

Für diese Bergwanderung hatte Benedikt allerhand ernste Gedanken ausgedacht, die er an diesem Tag ins Reine bringen wollte. Sein Rucksack, der plötzlich solche Sprünge machte, musste aber zuerst wieder gefunden

Lass die Leute reden und verdirb mir nicht diesen einzig schönen Tag.» Die nachdenkliche Miene des jungen Mannes hellt sich auf, sinnend schaut er einer Hummel zu, die summend zu den letzten Blumen fliegt.

Und wieder stellt er eine Frage: «Was hast du in Ruedis Briefftasche gesucht?» «Seine Adresse», sagt Agatha. Wieder stockt das Gespräch und es ist, als ob eine Wolke die lichte Landschaft verdüstert. Aber Benedikt ist nicht aufzuhalten. Was er sich zu bereden in den Kopf gesetzt hat, muss jetzt heraus: «Was meinst du, Agatha, was sagt dein Vater dazu, wenn du bald heiraten willst?»

Lachend steht das Mädchen auf, greift nach ihrem Rucksack und sagt: «Was weiss

ich! Er denkt nicht daran, und ich auch nicht. Und überhaupt, wie kann man heiraten ohne Bräutigam?»

Nun springt auch er auf und ruft laut: «Agatha, ich ... ich frage doch in allem Ernst!» «Komm, ich helfe dir einpacken. Wir wollen gehen, es wird kühl», sagt das Mädchen und während sie die Reste zusammensucht. «Du bist ein lieber Kerl, Benedikt. Du hast mich zu einer Bergtour eingeladen. Ich danke dir dafür. Schade, jetzt ist ein Verhör daraus geworden. Bitte verdirb mir jetzt nicht ganz diese schöne Erinnerung.» Wieder will er sie an sich ziehen. Sie weicht ihm aus und geht einige Schritte voraus. «Es ist wohl noch weit bis zum Pass. Ich kenne mich nicht aus. Bin noch nie hier in den Bergen gewesen.» Mit einem Blick zurück meint sie: «Siehst du, ich bin ganz auf dich angewiesen, wenn ich mich heimfinden soll.»

Nach einer Stunde Marsch ruhen sie sich wieder aus, freuen sich, diese herrliche Bergwelt zu sehen und zuzuschauen, wie auch das letzte Wölklein hinten den Zacken verschwindet. Das gesunde, neuartige Gefühl echter Bergkameradschaft verbindet sie und begleitet sie bis zum sprudelnden Brunnen, von dessen Säule die Gottesmutter mild auf sie herniederschaut.

Ein Lehrbub wird angemeldet.

Eine Frau kommt am Marienbrunnen vorbei in hellem, halblangen Mantel, ein Schulbub hinter ihr her. Sie schauen sich beide um, als ob sie nach Bekannten Ausschau hielten, schwenken auf den Bäckerladen zu und werden dort von Martina freundlich begrüsst und nach ihren Wünschen gefragt. Die Frau kommt mit dem Mädchen ins Gespräch, erkundigt sich über den Geschäftsgang, fragt, ob die Saison für die Hotels einträglich gewesen sei. Der Bub steht still neben ihr, schaut begierig zum Gestell hinüber, wo die Schokoladentafeln verlockend präsentiert sind und zupft die Mutter am Mantel.

Martina gibt bereitwillig Auskunft, nimmt das Geld entgegen, fragt, ob sie Marken nehmen wolle, oder ob sie die Prozente in Abzug bringen soll. Nein, sie sei nicht aus der Gegend, aber sie hätte einen Wunsch. Ihr Bub, der Fredi, er sei zwar noch lange nicht soweit, er möchte gerne Bäcker werden. Ob das Fräulein nicht so freundlich sein wolle,

ihm die Backstube zu zeigen, das wäre ihm eine grosse Freude.

Ob sie solange warten wolle oder auch gleich mitkommen, fragt Martina und führt sie hinüber. Paul steht vor dem offenen Backofen. Martina ruft ihm zu: «Vater, du bekommst Besuch. Ein Lehrling will sich vorstellen.»

Mit einem Kuchenblech auf der Ofenschaukel dreht er sich um und das wäre ihm beinahe abgerutscht, so verdutzt schaut er auf die Frau: «Ja, was seh' ich da! Frau Josefine! Ei, das ist aber eine Freude!» Sobald er die Hände frei bekommt, geht er auf sie zu und begrüsst sie herzlich. «Ja, das ist ja der Fredi, gross bist du geworden, fein hast du dich herausgeputzt. Susanne! Susanne! So komm doch geschwind. und schau, was für lieben Besuch wir bekommen haben. Das ist Martina, meine Tochter, die kennt Ihr wohl nicht. Nein, die ist erst später nachgekommen. Weisst du Martina, das ist Josefine, meine frühere Meistersfrau. Sie ist zwar viele, viele Jahre jünger als ich. Und wie sie jetzt wieder gut aussieht, frisch und munter.»

Frau Susanne kommt daher, staunt und erkennt sie, streckt ihr beide Hände entgegen. «Das ist jetzt lieb von Euch, uns einmal zu besuchen. Wie oft hat Paul gesagt, jetzt wollen wir doch einmal zu unserer lieben Meistersfrau fahren. Jetzt kommt aber in die Stube. Ihr bleibt doch zum Mittagessen da, die Ehre wollt Ihr uns doch nicht abschlagen.» Mit solchen und vielen Worten steigen alle vier die enge Treppe hinauf.

Mit sachten Schritten tritt Frau Josefine ein, sieht, dass noch die gleichen Vorhänge die Fenster zieren, am gleichen Ort ein Tisch steht, das Täfer seinen gepflegten Glanz schimmern lässt. Nun wird berichtet und erzählt. Freilich muss Paul in die Backstube eilen, nimmt Fredi mit, der inzwischen quicklebendig geworden ist. Frau Josefine wehrt ab, sie wolle doch nicht Mühe machen. «Martina, frag schnell im ‚Steinbock‘, was heute auf der Speisekarte steht», ruft sie in den Laden hinunter. «Wisst Ihr, wir machen gemeinsame Küche und holen das Essen dort. Oder wollen wir dorthin gehen? Nur ist eben über Mittag viel Betrieb. Ich schlage vor, wir essen hier und gehen dann in der ruhigen Stunde, dann wollen wir gemächlich alles besichtigen.»

Agatha kommt auf einen Sprung in Windeseile zu herzlichen Begrüssung. Das Essen schmeckt. Frau Josefine berichtet, wie sie alle Verwandten gut aufgenommen haben und wie ihre Mutter seit ihrer Rückkehr froh und gesund geworden sei. Der Spaziergang zum Dorfplatz nach dem bekömmlichen Mahl bietet Gelegenheit, alte Bekanntschaften zu erneuern. Das Staunen und Rühmen kommt aus aufrichtigem Herzen.

Wieder zurück in der heimeligen Stube bei einem erfrischen Trunk, von Martina frohge-

einer gewissen Angst hierher gekommen, ich gebe das ehrlich zu, Angst, wie ich aufgenommen werde, und wie unser Haus wohl aussieht. Und jetzt, hier in der altvertrauten Stube, im heimeligen Bäckerladen, wo ich alle lieben, früheren Bekannten kommen sah, bin ich glücklich und gehe froh zu meiner Mutter und meiner Familie heim.»

Martina, die von dieser guten Frau schon viel erzählen gehört hat, sitzt voll Verwunderung am Tisch. Die schlichten Worte, in ihrer Aufrichtigkeit und Wärme, berühren eigen-



Das Kuchenblech wäre ihm beinahe ab der Schaufel gerutscht.

launt serviert, sagt Frau Josefine: «Fräulein Martina, Sie wissen nicht, was Ihr Vater und ich und dann Ihre Mutter und die Kinder hier erlitten und durchgemacht haben. Ich bin gekommen, um Euch allen herzlich Dank zu sagen. Damals konnte ich ja all das Gute nicht erfassen. Wie oft habe ich an Euch gedacht und Euch in stillen Gebeten gedankt. Nun habe ich ein wenig Abstand gewonnen. Jetzt kann ich alles wirklich schätzen. Fredi und Gritli, beide reden viel von Euch. Oswald ist nun auch schon ein kleiner Lausbub. Und wenn es soweit ist, und Fredis Bubentraum standhält, dann kommt er in die Lehre zu Paul, bei ihm wird er ein tüchtiger Meister. Und wie freue ich mich, dass die Bäckerei meines Mannes, der er mit Ehrgeiz sein Können gewidmet hat, von Euch so gut weitergeführt und entwickelt wird. Ich bin mit

artig ihr Gemüt. Sie empfindet, wie von dieser schlichten Frau eine Strahlung ausgeht und tief in ihr Herz eindringt, eine Beglückung und ein Frieden.

Sinnend sitzt sie da und während sie unverwandt in das Frauenantlitz schaut, wandern ihre Gedanken zurück in jene Zeit, da sie im hektischen Treiben der Stadt das Glück zu erhaschen suchte. Hier im Blick dieser leidgeprüften Frau, sah sie es leuchten.

Nächtliche Gespräche.

Im Schleggen-Haus ist spät in der Nacht noch Licht. Vater und Sohn sitzen in der Stube am Tisch. Rauch hängt in der Luft von Heinrichs Pfeife und viel mehr noch von Benedikts vielen Cigaretten. Die Mutter ist

längst zur Ruhe gegangen, die Buben und der Knecht.

«Wenn du im Beruf bist», sagt der Vater, «kannst du auch nicht wochenlang über dem gleichen Problem brüten, musst Entscheidungen treffen und deinen Kopf wagen, ob es richtig ist. Du schreibst seit Wochen an gleichen Seiten, hockst hinter den Büchern und kommst nicht vom Fleck.» «Das verstehst du nicht, Vater», wehrt sich der Sohn. «Ich will nicht eine Diplom-Arbeit abliefern, wie hundert andere, alte Professoren zitieren und Zahlenkolonnen neu gruppieren. Mir geht es um die Vereinfachung einer Konstruktion. Immer ist das Einfache das Schwierigste.»

«Ich kann dir nicht dreinreden, weil ich in dieser Materie nicht kundig bin», sagt der Vater, «aber soviel weiss ich, dass man bei einer heiklen Arbeit den Kopf braucht und die Gedanken nicht zu allen Fenstern hinaus fliegen lassen darf. Wenn ich dich in letzter Zeit beim Schaffen beobachtet habe, ist mir der Eindruck entstanden, du trödelst. Die Arbeit fesselt dich nicht. Früher bist du in der Nacht mit entzündeten Augen und mit gierigem Blick in deiner Kammer gesessen. Jetzt träumst du Löcher in die Scheiben. Ich weiss nicht, was dir fehlt.»

Da sie schon über eine Stunde zäh und un-nachgiebig miteinander sprechen und immer wieder an den gleichen Punkt gelangen, wirft Benedikt heftig seinen Kopf zurück und sagt: «Ja, ehrlich gestanden, es fehlt mir etwas. Ich will es dir sagen, Vater, ich komme nicht weiter, weil ich nicht sicher bin. Ich weiss zu wenig Bescheid. Wenn ich das neue Material zur Verwendung vorschlagen will, dann muss ich ein Labor zur Verfügung haben, in dem ich Proben machen kann. Bei Sulzer oder Escher-Wyss, das kostet Geld! Du hast jetzt den Meiersboden gekauft. Ich habe nicht gewagt, dir einen solchen Vorschlag zu machen, weil du weisst, dass meine Kollegen schon in guten Stellen sitzen und vielleicht ihren Eltern Geld zurückzahlen. Warum soll nicht auch ich endlich rentabel werden.»

Mit einer gewissen Bitterkeit wirft der Sohn die letzten Worte hin. Mit Ruhe und ohne Härte sagt der Vater: «Meinst du, wegen dem Meiersboden pfeife ich aus dem letzten Loch? Wenn du etwas Besonderes leisten willst und davon für deinen Beruf profitierst, bin ich dafür zu haben. Will doch

nicht, jetzt am Schluss, knibberig sein. Aber nicht so schwummige Ungewissheiten. Erkundige dich bei Sachverständigen. Du hast ja gute Beziehungen, dann sag mir, was das kosten soll und wie du es angattigen willst. Und jetzt, schlaf wohl!»

Erstaunt und von der Überraschung benommen, stottert der Sohn seinen Dank und sieht, wie der Vater breitbeinig und Schritt für Schritt langsam die Stube verlässt.

In der gleichen Nacht, gegen den Morgen zu, wurde in einer andern Stube auch über wichtige Geldbeträge gesprochen und zwar in der Backstube beim Marienbrunnen.

Während Paul in gewohntem Schwung Laib um Laib in den Ofen schoss, stand sein Bruder, Armand, hinter ihm und sagte: «Nun bin ich endgültig zum letzten Mal bei dir, Paul. Der Reeder meines Schiffes will mich an Land nehmen, in seinen Betrieb in Rio. Hab' genug von der See, von den Stürmen und den besoffenen Matrosen. Diesmal komme ich nicht zu einer Zeit, da du kein Geld auftreiben kannst. Ich bleibe, bis du den Klütter beisammen hast.»

Paul musste sich sputen, das Brot in den Ofen zu schieben und sagte ohne sich um-zuwenden. «Armand, ich weiss aus zuverlässiger Quelle, ein Zeuge ist vorhanden, der dich entlastet. Geh' doch zum Richter und lege ihm deine Beweise vor. Du kannst dich doch nicht dein Leben lang vor der Justiz verbergen. Geh, ich Sorge unterdessen für deine Familie.»

«Du hast gut reden», sagte Armand, «du brauchst dich nicht vor den Gittern zu fürchten. Ich will sicher sein. Dort drüben holt mich keiner. Juliette und die Kinder kommen mit. Du weisst nicht wie das ist, tausend und tausende von Kilometern von der Familie getrennt in der Gluthitze zu braten. Gib mir das Geld für die Überfahrt. Dann hörst du nichts mehr von mir.»

«Du kannst doch nicht hier im hellen Licht stehen. Bald kommen die Leute auf die Strasse», sagte Paul ängstlich, «jedermann kann dich sehen. Ich wecke Martina, dann kannst in ihrem Zimmer verschwinden. Ich muss mir deinen Vorschlag überdenken.»

«Ich gehe nicht vom Fleck», trotzte der Bruder, «bis ich die Noten in der Tasche habe.» Endlich konnte der Bäcker die Ofentüre

schliessen, konnte ihn überreden, ins Haus hinauf zu kommen. Dort sass er dann in Martinas Zimmer auf dem Stuhl, schaute zu, wie das Mädchen, jäh aus dem Schlaf gerissen, im Morgenrock vor dem Spiegel stand und die Haare kämmte.

«Dich habe ich immer am liebsten gehabt, Martina, gross bist du geworden und hübsch. Weisst du noch, wie wir zusammen Pilze gesucht haben, du mit den zwei langen Zöpfen. Du hast mich all das gefragt, was du die Mutter und den Vater nicht zu fragen gewagt hast. Habe ich dir nicht offen und unverblümt Antwort gegeben? Handfeste Lebensweisheit! Und nun stehst du im Frühling des Lebens. Und ich muss bitten und betteln, damit ich weit draussen in der Welt von vorne anfangen kann, als bald alter Mann.»

«Du bist müde, Onkel, ich richte dir mein Bett. Kannst dich ausruhen, ein wenig schlafen», redete sie ihm gut zu, «ich bringe dir das Frühstück und zu trinken. Ich bin gewiss. Vater wird dir helfen. Auch wir sitzen in den Schulden. Aber er wird schon einen Weg finden.» «Meinst du, liebes Kind, ich habe nicht Zeit gehabt, eure neue Konditorei zu besichtigen und das Haus am Platz. Mit einem späten Heimkehrer habe ich gesprochen, alles weiss ich, und auch was man über mich munkelt, dummes Zeug. Wenn die Leute hier nicht besser orientiert sind, habt ihr nichts zu befürchten. So ein Blödsinn hat der verzapft. Dein Vater traut mir nicht. Er meint, Ich könnte wieder ein Spielchen wagen mit seinem Klütter. Ist alles vorbei! Kommt nicht mehr in Frage! Meinetwegen soll er das Geld direkt an die Schiffahrtsgesellschaft zahlen, wenn nur Juliette und die Kinder rüber kommen.»

Unterdessen hat Martina das Bett zurecht gemacht. «So, nun kannst du dich von deiner weiten Reise ausruhen und von der durchwachten Nacht. Ich bringe dir guten Kaffee und sobald sie abgekühlt sind, die schönsten Gipfeli. Wenn du dann erwachst, steht hier Rotwein auf dem Tisch und Braten.» Mit diesen Worten ging Martina von ihm fort.

Was wurde an diesem Vormittag telefoniert, mit der Schiffahrtsgesellschaft, mit der Versicherung, mit der Bank, hin- und hergerannt.

Wie die Liebe mächtig wird.

Aber auch im Bauernhaus blieb der Telefonhörer warm, den halben Vormittag. Nach Luzern, nach Zürich, nach Winterthur, mit Professoren, Direktoren, Personalchefs, Betriebsleitern wurden Verbindungen hergestellt. Und all dies mit dem Erfolg, dass einige Zeit später Juliette mit ihren zwei Kindern über den Ozean Südamerika entgegenfuhr. Und dass Benedikt in der Firma Sulzer seine Versuche durchführen konnte.

Briefe kamen von Winterthur in die Bäckerei geflogen. Nicht mühsam dreimal angefangene, nicht angefüllt mit unliebsamen Fragen. Liebe Briefe, die von Benedikt's Arbeit berichteten und auch von seinen Träumen und Empfindungen, von einem kalten Mansardenzimmer, in dem die Füsse froren, die Finger blau wurden beim Schreiben und doch das Herz warm blieb, schlug und pochte, erfüllt war von der Sehnsucht und der Freude, bald heimzukommen.

Sie wurden im Giebelzimmer der Bäckerei sachtsam geöffnet, mit wachen Augen gelesen und dann in die verschliessbare Schublade gelegt, zu andern Briefen von anderen jungen Männern. Bis einmal Adolf nach der Schule in die Konditorei hinein kam, aufgeregt nach Agatha suchte und ihr ins Ohr flüsterte: «Du bei Sulzer ist ein Unglück geschehen. Sie haben heute in aller Frühe telefoniert, haben nach Bänis Versicherung gefragt. Ich weiss nur, dass die Mutter vom Weinen ganz geschwollen und in aller Aufregung umhergerannt ist. Walter ist mit ihr und dem Vater im Auto dorthin gefahren. Ich musste mit dem Knecht melken, bin zu spät in die Schule gekommen. Jetzt renne ich heim. Vielleicht weiss Christina mehr», und schon sprang der Bub zwischen den Tischen und Stühlen hindurch und die Türe hinaus.

Gäste kamen. Agatha musste eilig bedienen, hatte alle Hände voll zu tun, musste Geld herauszählen, Gläser füllen, nett und freundlich Antwort geben, in Mäntel helfen, danken und grüssen. Und immer wieder ihre davoneilenden Gedanken zurückrufen.

Beim Mittagessen sagte die Mutter: «Iss doch, Agatha, du sitztest vor dem gefüllten Teller und bohrst Löcher in das Tischtuch.»

Wie lange dauert so ein Tag! Das Mädchen wagte es nicht, ins Schleggenhaus anzurufen,

wartete auf Adolf, der doch gewiss nach der Schule Bericht bringen würde. Er kam nicht. So lange die Arbeit drängt, die Füße und Hände in Bewegung sind, ist Angst und Ungewissheit leichter zu ertragen. Aber in der Nacht, in der Stille der Kammer, wenn das Leben im Dorf einschläft, nur noch dann und wann Schritte auf dem Pflaster zu hören sind, in unendlich langen Abständen der Stundenschlag vom Kirchturm zu vernehmen ist. Kein Freundeswort, kein guter Rat, kein mitfühlendes Herz Beistand leistet.

Tiefes Mitleid empfand Agatha, erinnerte sich an das Wort einer Nonne, die ihr auf einem Spaziergang angeraten hatte in kummervollen Stunden den Rosenkranz zu beten, er dämpfe jeden Sturm, heile die Wunden und helfe den Leidenden. Sie erhob sich, setzte sich auf den Bettrand und begann zu beten. Perle um Perle glitten durch ihre Finger. Sie empfand nicht die Kälte, spürte nur, wie ihr Herz von heissen Wellen durchflutet wurde. Ihre Gedanken verflatterten, flogen in die Berge, weckten alle Erinnerungen an jenen schönen Tag, dann kehrten sie zu seinen Briefen zurück, spielten mit den Worten, die er in seiner zügigen, markanten Schrift für sie geschrieben hatte. «Ich will ihm einen Brief schreiben», dachte sie, «einen lieben Brief, der ihm viel Freude macht.»

Sie schlüpfte in ihren bunten Morgenrock, setzte sich an den Tisch und schrieb: «Mein geliebter Freund!» Wie sie diese Worte vor sich sah, bannte sie ein jäher Schreck. «Wenn er tot ist? Diesen Brief nie mehr in die Hand bekommt! Wer wird ihn dann lesen?» Dann traf sie der Schmerz. Bis in den innersten Kern drang er ein, wie ein Blitz. Sie sah Benedikt auf einer Bahre liegen, die Augen geschlossen, ewiger Friede auf seinen Zügen. Männer trugen ihn hinaus. Jetzt durchschnitt sie die Gewissheit, die Männer trugen ihr Lebensglück hinaus. In diesem Erzittern und Erbeben wurde ihre Liebe befreit, überwallte und durchglühte sie. In hellem Licht sah sie ihn vor sich und ringsum Schatten und Dunkel. Finster und leer war die Welt ohne ihn, freudlos und sinnlos. Bittere Vorwürfe quälten sie. «Ich bin nicht lieb, nicht gut zu ihm gewesen. Seine aufrichtigen Worte habe ich leicht genommen. Lachend habe ich ihn zurückgewiesen. Wenn ich nur gutmachen könnte, wie ich ihm wehgetan

habe. Zu spät, nie mehr kann ich ihm meine Liebe zeigen.»

Unergründlich ist der Menschen Herz, gewaltig die Kraft der Liebe. Unbesiegbar dieses herrliche Geschenk Gottes.

Richter Heinrich war gewiss nicht leicht aus der Ruhe zu bringen. Aber am Morgen noch war er ausser sich, lief bei solcher Kälte mit blossen Füßen in Hemd und Hosen in den Stall hinüber, kam schimpfend zurück, schnitt sich mit dem Brotmesser in den Daumen, kam blutend in die Küche und nahm sein Lamento vom gestrigen Abend wieder auf: «Bewahr mich Gott vor solchen Mammutfabriken. Niemand ist schuld, jeder schiebt es auf den andern. Anderthalb Stunden haben sie uns warten lassen. Ich habe hundertmal auf die Uhr geschaut, mehr als anderthalb Stunden, die Idioten.»

Mutter Katharina suchte für ihn ein Heftpflaster und sagte ruhig: «Sei du zufrieden, dass er lebt. Sie haben uns doch gesagt, der Personalchef habe die Karten verwechselt.» «Der Personalchef, der Souschef, der Vize, der Direktor», höhnte Heinrich, «aber kein zuständiger Mann, der die Verantwortung trägt.»

Bleich und elend ging Agatha an die Arbeit, von Frühstück keine Spur, eine halbe Tasse Kaffee und schon rannte sie wieder hinaus. Mit Mühe bediente sie die Gäste, musste sich Gewalt antun, freundlich zu sein. Immer wieder schaute sie auf die Uhr, ob nicht bald Adolf auftauchen werde. Bei jedem Klingeln der Telefonglocke fuhr sie zusammen. Warum nur hatte noch niemand von diesem Unglück gesprochen. In den Zeitungen stand auch nichts davon.

Die Mutter rief, Agatha soll ans Telefon kommen. Von der Angst gelähmt, mit stürmisch pochendem Herzen, nahm sie den Hörer in die Hand: «Ja, Burri!» «Christina ist da», kam die Stimme aus dem Telefon. «Du, Agatha, Walter hat gestern auf der Heimfahrt den Auspufftopf verloren. Ich soll heute nachmittag zum Bäni nach Winterthur, muss ihm allerhand bringen.» «Ja, lebt er?» fragte Agatha in ihrer Not. «Ich wollte dich fragen», fuhr Christinas Stimme wieder fort, «könntest du mit eurem Wagen fahren. Weisst du, mit dem Zug ist das so umständlich. Ich

komme nicht mehr rechtzeitig zurück.» «Ja, aber was ist denn eigentlich geschehen», fragte sie. «Eine Explosion im Labor. Ich will dir dann alles erzählen. Kannst du um ein Uhr wegfahren? Ich komme mit dem Velo.» «Ja, ja, ich fahre und wenn ich alle Gäste hinausjagen muss. Aber sag mir, kann er essen?» Christina war in Eile. «Ja, Hunger hat er, wie immer, also abgemacht.» Agatha blieb in der Kabine stehen, den Hörer in der Hand und dachte: «Eine Explosion ... Wenn er sich das Gesicht verbrannt hat? Die Augen, seine lieben Augen. Aber er lebt!» Sie rannte in die Küche und rief: «Mutter, kannst du Martina rufen? Und wenn der Laufbursche hier bedienen muss, ich fahre nach Winterthur. Ich gehe mich schnell umziehen. Ist der Wagen zurück? Bis ein Uhr bin ich noch da. Ich sags dem Vater.» Wie ein Wirbelwind tanzte sie aus der Türe und zwischen den Stühlen durch und war fort, bevor nur die Mutter ein einziges Wort aussprechen konnte.

Sie kam in die Backstube gestürmt: «Vater, kann ich nachmittags den Wagen haben. Ich muss nach Winterthur. Benedikt ist verunglückt. Kannst du schauen, dass Martina in den «Steinbock» geht. Frag mich bitte nicht. Richard und Stefan haben ja schulfrei, es wird schon irgendwie gehen.» Und dann oben im Zimmer vor dem Schrank, was soll sie nun anziehen? Was soll sie mitnehmen, was ihm bringen?

Vor dem «Steinbock» stand der Wagen. Agatha sass schon am Steuer, da Christina kam. Mit pfeifenden Rädern fuhr der Wagen auf die Strasse und aus dem Dorf. Dann fielen die Fragen wie Hagelkörner auf Christina hernieder. Diese gab in aller Ruhe Bescheid: «Den Arm hat er gebrochen, die Schulter oder das Schlüsselbein. Mehr konnte ich nicht aus den Eltern herausbringen. Irgendwie muss eine Verwechslung vorgekommen sein, eine Konfusion. Vater ist wütend, hat mir gestern abend nur gesagt, wegen dem hätte man nicht auf diese Weise telefonieren müssen. Wir werden dann sehen. Aber du, schau du jetzt auf die Strasse, sonst sind wir am End schlimmer dran als Bäni.»

Von da ab fuhren sie nicht mehr so schnell und die Beklemmung des Herzens löste sich in heitere Stimmung auf. Blumen hatte Agatha mitgenommen, Kuchen und Gebäck. Christina, die in der Aufregung nicht ruhig

am Mittagstisch hatte sitzen können, schnupperte an der Schachtel, öffnete sie und steckte jeden zweiten oder dritten Kilometer ein Guetzli in den Mund. In der Nähe von Winterthur studierten sie den Stadtplan, suchten das Spital.

Dann endlich führte sie eine Häubchenschwester vor die Türe des Krankenzimmers und sagte: «Ich will hineinsehen, vielleicht schläft er.» Durch den offenen Spalt, sah Agatha das Bett, aber leer.

Nur ein kurzer Augenblick dauerte dieser Schreck, dann ging die Türe auf und gab den Blick frei. Er sass in einem Stuhl, lachend und grüssend, den linken Arm geschient und bandagiert, auf Brusthöhe weit vorgestreckt und gebogen. Das Gesicht ohne Pflaster mit höchst vergnüglicher Miene. «Ei, was seh ich! Du bist schon da, Christina? Und ein unbekanntes Fräulein begleitet dich? Das ist mir aber eine Freude!» «Grüss dich Gott, Benedikt», sagte Agatha, «ich habe dir Blumen mitgebracht. Weissst du, ich bin nur die Chauffeuse.»

Dann hob ein fröhliches Plaudern an. Agatha wollte alles genau erfahren und fragte immer wieder, ob er Schmerzen habe. Fütterte ihn mit Konfekt. Benedikt hätte dies mit seiner rechten Hand ohne Hilfe tun können, wehrte sich aber keineswegs. Nachdem er alles genau besichtigt hatte, was seine Schwester aus ihrem Koffer packte, sagte er: «Du Christina, sei so gut und hol mir noch eine Batterie für den Transistor. In der Nacht kann ich mit diesem eleganten Gestell wohl nicht sehr gut schlafen.» Christina warf einen verständnisvollen Blick auf die beiden und erklärte sich lächelnd zu diesem Dienst bereit.

Kaum hatte sie die Türe verlassen, stand Agatha auf, trat von der Seite her auf Benedikt zu, um mit dem hervorspringenden Arm nicht in Konflikt zu kommen, legte ihre Hände behutsam auf seine Wangen und küsste ihn innig. «Du lebst, mein Lieber, Liebster, du weisst nicht, was ich um dich gelitten habe. Du bist mir wieder geschenkt, dem lieben Gott sei gedankt.»

So viel Innigkeit und Zutraulichkeit hatte er noch nie aus Agathas Stimme vernommen. So viel Liebe und Zärtlichkeit noch nie von ihr erfahren. Und Worte hörte er sie sprechen, die er in den verwegenen Träumen

nie vernommen. War ein Wunder geschehen?

Keine Schmerzen plagten ihn. Und doch sagte er: «Du, Agatha, der dumme, krumme Arm und das Gestell, die sind noch schlimmer als ein Rucksack!»

Nahezu zwei Stunden lang blieb Christina fort, trotzdem das Geschäft für Radioartikel kaum fünfhundert Meter vom Spital entfernt war.

In diesen Stunden haben die beiden Liebenden so viel ins Reine gebracht und be-

kündige ich mein Dienstverhältnis auch sofort, damit du Zeit hast, nach Ersatz zu suchen. Ich weiss es nämlich erst seit drei Stunden.» «Ja, eigentlich», begann Paul zaghaft zu sprechen, «eigentlich sollte ich mich freuen. Der Benedikt hat mir ja immer gut gefallen.»

Weil der Vater nur mühsam Worte fand und sich in seinen Zügen der Widerstreit seiner Gefühle gar deutlich abspielte, nahm seine Tochter die Rede wieder auf: «Auch ich habe Verständnis für deine Nöte. Noch drei volle Jahre will ich dir treu zu Diensten



Er sass in einem Stuhl, den linken Arm geschient und bandagiert.

sprochen, dass Agatha bei ihrer Heimkehr schnurstracks in die Backstube ging und dem Vater mit lachenden Augen einen Gruss von Benedikt überbrachte, ihm um den Hals fiel und ins Ohr flüsterte: «Wir haben uns verlobt!»

Paul konnte sich nur mit Mühe von den kräftigen Armen befreien und sich von dieser schlimmen Nachricht erholen. «Agatha, du bist ja total verrückt. Jetzt, da wir so bedrängt und im vollen Aufbau sind. Das kannst du mir nicht antun.» Lachend setzte sich Agatha auf die mehlbestäubte Werkbank, ihres schönsten, blauen Wintermantels nicht achtend, liess die Beine baumeln und sagte: «Du bist ein edelgesinnter Vater, ein lieber, lieber Vater! Ich weiss, du kannst deiner Tochter ihr Lebensglück nicht verwehren. Das bringst du nicht übers Herz. Darum

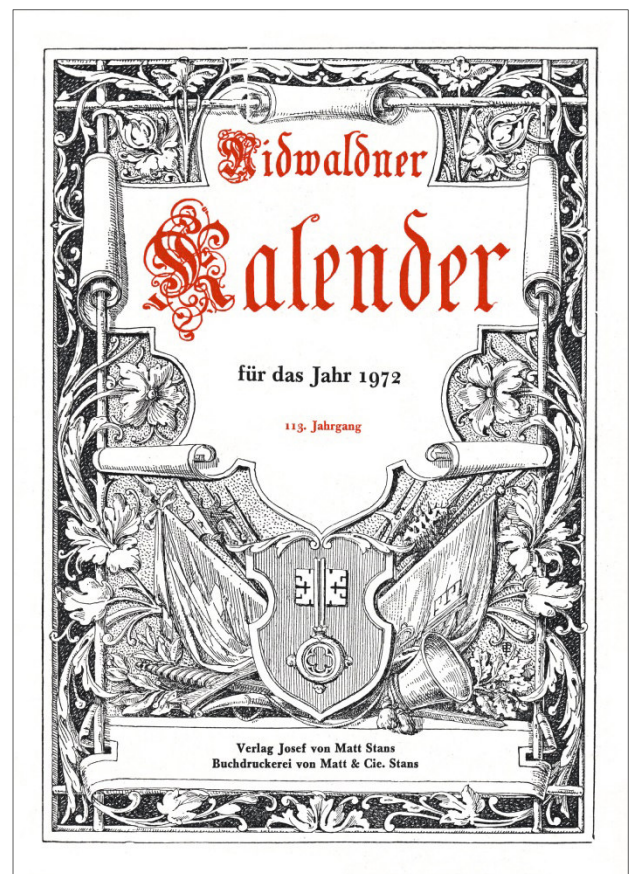
sein.» Jetzt richtete sich des Bäckers Gestalt wieder auf, als ob ihm ein Mehlsack von den Schultern gefallen wäre. Jetzt kam wieder Glanz in seine Augen und Heiterkeit breitete sich über sein Gesicht. «Ja, so», und erhob dazu beide Arme, «so kann ich dir aus ganzem Herzen gratulieren, komm, mein liebes Mädchen.» Und es kam. Liess sich von der Freude und den starken Armen einschliessen. «Komm, jetzt gehen wir zur Mutter», sagte er und nahm es bei der Hand. Vor der Türe aber blieb Agatha stehen und sagte: «Weisst du, Vater, um ehrlich zu sein. Die lange Kündigungsfrist ist nicht mein Verdienst. Benedikt geht drei Jahre ins Ausland zur Ausbildung. Ich will dir aber sagen, dir und ihm werde ich mein Wort halten, so treu wie du dein Wort immer eingelöst hast.»

Brod

E Spiis wo niä verleide tued,
si gid iis Chrefte und isch gued
am Morged und zu spater Ziit.

Und gasch dui nu so gruisig wiit
dur alli fremde Länder uis,
so findisch Brod im Huis.

Gäb Gott iis gnueg zu dere Stund,
wo eine hungrig zuenis chund.



Mariä Rickebach

Dr Wald duruif dr stotzig Wäg
im chuele Morgedschatte,
de chumme hibschi derewäg
is Wandflueh und uf d'Matte.

Dur hindere im Grabe nah
und uber 's schuimig Bächli,
de fahd de hibschi 's Schwitze-n-a
so ohni Schattedächli.

Und stahd me-n-ändlich de dervor,
gahd inä dur diä Tire,
de riäfd eim 's Liichte usum Chor
und lockd eim bis dri fire.

Wiä liäb das Muettergottesbild
dä Pilger tued begriässe
und luegd so wundergnädig mild
uf dä zu ihrne Fiässe.

Vergässe-n-isch dr Wäg duruif.
Bim Bätte-n-und bim Chnijä
chund glii e stille Fride-n-uif
und d'Sorge tiänd verghijä.

J.v.M.

Nidwaldner Kalender 1972, S. 85

Mariä Rickebach

Dr Wald duruif dr stotzig Wäg
im chuele Morgedschatte,
de chumme hibschi derewäg
is Wandflueh und uf d'Matte.

Dur hindere im Grabe nah
und uber's schuimig Bächli.
De fahd de ebbe 's Schwitze-n-a
so ohni Schattedächli.

Und stahd me-n-ändlich de dervor
und machd e Schritt dur d'Tire,
de winkd es Liichte us um Chor,
me gahd bis z'vorderst fire.

Vergässe-n-isch dr Wäg und d'Miäh
scho glii bim Anechnijä,
e milde Fride tued erbliäh,
dr Chummer tued verghijä.

J.v.M.

«z'Nidwalde drheime», 1979, S. 102



Josef von Matt

[HLS – Historisches Lexikon der Schweiz](#)

* 23.9.1901 Stans, † 14.11.1988 Stans,
kath., von Stans.

Sohn des Hans [1869-1932],
Bruder von Hans [1899-85], Franz [1900-96]
und Leonard [1909-88].

∞ 1924 Agnes Bertha Blättler.

Gymnasium in Stans, Handelsschule in
Saint-Maurice.

Buchhändler, Verleger und Antiquar.

- 1931-80 Herausgeber des *"Nidwaldner Kalenders"*, ab 1932
Verfasser der Kalendergeschichten, ab 1931
Redaktor des *"Anzeigebblatts für die kath. Geistlichkeit
der deutsch-sprachigen Schweiz"* in Stans,
Mitarbeiter beim Radio ab 1934.
Verfasser von Theaterstücken (*"Dr Wilderer"* 1931),
Gedichten und Erzählungen in Mundart und Hochdeutsch
(*"Nidwaldnerchost"* 1965, *"z'Nidwalde drheime"* 1979) sowie des
zum Volksgut gewordenen Texts zum *"Nidwaldner Tanzliedli"*.
- 1937-43 Präsident des Historischen Vereins von Nidwalden,
1952-70 Präsident der Radiosektion Nidwalden bei der Innerschweizer
Fernseh- und Radiogesellschaft IRG.
1961 Innerschweizer Radiopreis.
- Literatur *Kosch, Deutsches Literatur-Lex. 10, 544*
Innerschweizer Schriftsteller, hg. von B.S. Scherer, 1977, 344
- Autorin Franziska Meister

Die Kalendergeschichten von Josef von Matt (1901-1988)

Quelle: Maturaarbeit 2010 von Christoph Uiting, Stans:
«Der Nidwaldner Kalender im Wandel der Zeit»

- | | | | | | |
|-------------|----|---|-------------|----|--|
| 1931 | 1 | Wilde Wasser | 1964 | 34 | Die beiden Schwestern |
| 1932 | 2 | Harter Winter – Goldiger Frühling | 1965 | 35 | Am alten Pilgerweg |
| 1933 | 3 | Liebe und Geld | 1966 | 36 | Der Baumeister Christian |
| 1934 | 4 | Der Balz auf Sonnenberg | 1967 | 37 | Im Haus zum goldigen Ring |
| 1935 | 5 | Der Schützenbecher | 1968 | 38 | Heimat |
| 1936 | 6 | Der Sattler-Hans | 1969 | 39 | Ein Schleier aus Frankreich |
| 1937 | 7 | Falsch und echt | 1970 | 40 | Im Doktorhaus am See |
| 1938 | 8 | Viel Wein und viel Liebe | | | |
| 1939 | 9 | Der Geiz-Michel | 1971 | 41 | Die Quelle |
| 1940 | 10 | Marie-Theres | 1972 | 42 | Der neue Bäcker |
| | | | 1973 | 43 | Die alte Uhr |
| 1941 | 11 | Treue (Franzosenüberfall 1798) | 1974 | 44 | Vertrauen |
| 1942 | 12 | Schlipfli-Vrenili | 1975 | 45 | Der silberne Petrus |
| 1943 | 13 | In der Fluh | 1976 | 46 | Die Apotheke zum goldenen Hahn |
| 1944 | 14 | Wider Hass und Streit | 1977 | 47 | Der schwarze Onkel |
| 1945 | 15 | Der Waisenhausbub | 1978 | 48 | Das Licht auf der Brücke |
| 1946 | 16 | Seines Glückes Schmied | 1979 | 49 | Der Blick aus dem Fenster |
| 1947 | 17 | Unter der schwarzen Fluh | 1980 | 50 | In die weite Welt |
| 1948 | 18 | Im Seewind | | | |
| 1949 | 19 | Der Knecht vom Hochtal | 1981 | 51 | Fernweh |
| 1950 | 20 | Der Griesli-Lenz | 1982 | 52 | Und wieder blüht der Feuerbusch |
| | | | 1983 | 53 | Der Gewalt entronnen |
| 1951 | 21 | Der Heidenturm im Bühl | 1984 | 54 | Warten auf den schönen Tag |
| 1952 | 22 | Die Liebe geht über die Brücke | 1985 | 55 | Tapfer unter trübem Himmel |
| 1953 | 23 | Beim Pfarrer im Ribimoos | 1986 | 56 | Die Hochzeit in der Schlosskapelle |
| 1954 | 24 | Das Lied der Heimat | | | |
| 1955 | 25 | Der Ring mit dem roten Stein | 1987 | | 2 Kurzgeschichten:
Ich habe einmal in die Ewigkeit
hineingesehen |
| 1956 | 26 | Das Grab im Wald | | | S Kathrindli Schriftdeutsche Fassung/
Tonaufnahme von J. von Matt auf Mundart |
| 1957 | 27 | Der Stampfer | | | |
| 1958 | 28 | Monika | | | |
| 1959 | 29 | Aus der Kraft der Ahnen | | | |
| 1960 | 30 | Der Ürte-Vogt | 1990 | | Das Pestloch entstanden 1952
auch in «Josef von Matt erzählt», 1989 |
| 1961 | 31 | Der Spekulant | | | |
| 1962 | 32 | Arzt und Menschenfreund | | | |
| 1963 | 33 | Im Steinhaus am Mühlebach | | | |
| | | Beilage zum Nidwaldner Kalender 2013 | | | |
| | | Publikation in Zusammenhang mit dem Schreib- | | | |
| | | wettbewerb für Kalendergeschichten | | | |
| | | Herausgeber: Gesellschaft Nidwaldner Kalender – | | | |
| | | Verlag Bücher von Matt | | | |